

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

46.

Donnerstag, am 12. November 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Die unzüchtigen Mönche.

Erzählung von Heinrich Asmus.

1.

Im Frühjahr des Heils 1245 saß zu Lübeck in der Abenddämmerung des Bäckermeisters Storm einzige und schöne Tochter Barbara im einsamen Zimmer und zählte das heute gelöste Geld nach. Nachdem sie dies Geschäft beendet, stützte sie den reichen Lockenkopf auf die linke Hand, daß das schwarze Haar auf die Atlaschultern und den Schwanenhals hinabringelten, nahm ein Stückchen Kreide in die rechte und berechnete den Erlös. Eben war die Jungfrau mit diesem täglichen Abendgeschäfte fertig, als sich langsam die Thür öffnete und eine dunkle Gestalt in derselben sichtbar wurde. Barbara, in der Meinung, daß ihr Vater aus dem Rathswinkel, wohin er ein Stündchen gegangen, schon wieder heimkehre, sprang auf und ihm entgegen, um ihm den Er-

lös einzuhändigen, wie es jeden Abend gebräuchlich. Sie war aber kaum einige Schritte gegangen, so schrie sie laut auf, als hätte sie auf eine Schlange getreten, und unfehlbar wäre sie auf den getäfelten Fußboden gestürzt, wenn nicht die Gestalt rasch hinzugesprungen wäre und die Jungfrau aufgefangen hätte.

„Domine, da mihi castitatem, sed non stantim!“ schrillerte der Dunkle und sah mit lüsterren, frechen Blicken auf die in seinen Armen liegende Bäckerstöchter. Eben wollte er einen Kuß ad pias causas auf ihre Lippen drücken, als Barbara aus der leichten Ohnmacht erwachte und sich schnell den Armen des Fremden entwand.

„Wovor erschreckt Ihr denn so, liebe Jungfrau?“ fragte der Unbekannte mit einschmeichelnder Stimme. „Sagt Euch mein Erscheinen so große Furcht ein?“

„Wer seid Ihr?“ fragte das Mädchen zurück. „Und was wollt Ihr zu dieser Stunde?“

„Ich wünsche Euern Vater zu sprechen,“ entgegnete der Dunkle, „um ihm eine frohe Botschaft

zu bringen, über die er gewiß nicht wenig Freude äußern wird."

"So müßt Ihr zur gelegenen Zeit wiederkommen!" sagte die Jungfrau kurz. "Mein Vater ist nicht daheim."

"Ihr solltet so nicht mit mir sprechen," meinte der Schwarze; "ich kann Euerem Vater sehr nützlich sein und ihm gar leicht zu Reichthum verhelfen."

"Wer seid Ihr denn?" erwiderte die Bäckerstochter.

"Kennt Ihr mich nicht mehr, reizende Barbara?" erwiderte der Gefragte. "Ich bin ja der Benedictinermönch Anselm, der Euch Lesen und Schreiben gelehrt, und auf dessen Knien Ihr vor guten zehn Jahren häufig geschaukelt und . . ."

"Wie heißt denn Euer Auftrag?" unterbrach die Jungfrau den Mönch.

"Serenissimus wollen Eueren Vater wieder mit Kundschaft beehren und haben auf meine Veranlassung und Fürsprache sich willig gefunden, die nöthige Waare für die Klostergüter künftig von ihm zu nehmen, da ich ihm vorstellte, daß des Bäckermeisters Storm Weißbrot und seines Backwerk vor allem übrigen in der Stadt seines Gleichen suche. Ich seh' aber auch, daß seine Tochter eines der Liebenswürdigen Mädchen in Lübeck ist. . . ."

Mit diesen Worten näherte sich der weltlich-gefinnte Mönch der Jungfrau, ergriff ihre Hand und wollte sie umfassen, aber Barbara entlief ihm und kam gleich darauf mit einem brennenden Lichte zurück. Lustern blickte der Benedictiner auf die in ihrer schönsten Blüthe dastehende Jungfrau, seine Augen funkelten gar seltsam und auf der Stirne trug er die thierische Gemeinheit zur Schau. Jedoch war mit dem Lichte auch seine ganze Verworfenheit zurückgekehrt. Er sprach eine geraume Zeit noch über gleichgültige Dinge in ehrerbietiger Unbefangenheit, als wenn nichts vorgefallen, bot sich an, Barbara, zum Heil ihrer Seele einige institutiones ad divinas lectiones zu geben und empfahl sich dann mit vieler Freundlichkeit. Kopfschüttelnd blickte Barbara dem Mönche nach, dann setzte sie sich an ihre Spindel, starrte jedoch gar bald gedankenvoll vor sich hin und wischte sich eine große Thräne aus den Kornblumen-

augen; ein schwerer Seufzer entrang sich dem wogenden Busen und verlangend lispelten ihre Lippen den Namen: Alf.

So traf sie der Bäckermeister.

"Nun, Bärbchen, schon wieder die alte Leier?" scherzte derselbe zu seiner Tochter tretend. "Weiß doch der liebe Himmel, was Dir im Kopfe summt, daß Du seit geraumer Zeit häufig wie ein Gefangener in seiner Zelle dasitzest. Freilich sieht's schlimm in der Stadt aus, hab' im Rathswinkel ganz absurde Sachen gehört, die einem das Blut kribbeln machen könnten, wenn solche alle wahr wären, — denke aber, einer Lüge geht nichts ab, je weiter sie geht. Da war wieder von dem liederlichen Herumschwärmen der Benedictiner die Rede —"

Barbara schauderte zusammen. Der Bäckermeister aber, der dies nicht bemerkte, sprach weiter:

"Da sollen sie nun ihre Neze der Wollust auch auf die Schifferfrauen ausgeworfen und richtig welche gefangen haben, die ich jedoch nicht namhaft machen will, weil wie gesagt, ich den Nachrichten noch keinen Glauben schenke, obgleich der Waffenschmied Lucas einen Trumpf darauf setzt. Du kennst ja den redseligen Alten und weißt, welchen Haß er gegen die Mönche wegen seiner Tochter Anna hat. Neben dieser Hiobspost übergab mir der biedere Mann einen Brief von seinem Sohne."

Er zog ein Papier hervor.

"Von Alf?" rief das Mädchen freudig und verbarg ihr glühendes Gesicht an des Vaters Brust.

"Ah so, bläst daher der Wind?" sprach Storm gedehnt. "Ja, nun sind mir mit einem Male die Augen geöffnet. Also der ist die Ursache Deines Hinbrütens? Daß ich daran auch gar nicht dachte! Nun ja, Bärbchen, dieser Brief ist von Alf. Der Bursche ist bei mir beinahe ganz in Vergessenheit gerathen, und da werd' ich nun aus dem Obotritenlande (Mecklenburg) von ihm eben nicht unangenehm überrascht."

"O, wie geht's ihm?" lispelte Barbara. "Gedenkt er noch meiner — unser?"

"Nun ja doch!" wehrte der Bäckermeister. "Laß meine Hände nur frei, so sollst Du das Schreiben von Anfang bis zu Ende hören."

Da setzte sich die Jungfrau neben den Vater und horchte seinen Worten. Der aber las:

„Lieber Meister!

Gott zum Gruß und alles Heil Euch und Eurem Hause! Manch Jahr ist in's Land gegangen, daß Ihr nichts von Eurem ehemaligen Lehrburschen Alf gehört, der während deß weit durch die Welt gestrichen ist, aber nicht vagabondig, wie Ihr wohl meinen möchtet, nein! als ein fleißiger Gesell, der etwas lernen will und das Seinige zu Rathe hält. Hab' aber eine große Sehnsucht nach der Heimath und frage hierdurch freundlich bei Euch an, ob Euch der Alf wohl willkommen wär' in der Backstube? Werdet Ihr doch alt, Meister, und seit Frau Elisabeth bei Gott, treuer Hände wohl bedürftig. — Ich mußte vor sechs Jahren aus Eurem Hause, weil ich Eurer Tochter Barbara mein Herz geschenkt und auch sie mir wohl wollte. Ihr hattet Recht! So treu ich's auch meinte, das war damals zu früh an's Heirathen gedacht. Jetzt aber bin ich gereist zum Manne, hab' mir zweihundert Gulden gesammelt und bin gut geblieben. Sehet Ihr mich also gern, Meister, und hieße auch Barbara mich willkommen, wenn ich wiederkehrte, ein fleißiger Arbeiter und Freier ohne Falsch? Schickt mir darüber bald Botschaft, lieber Meister, daß ich, lautet sie fröhlich, mich aufmache, die Vaterstadt wieder zu sehet und Euch Alle an mein Herz zu drücken. Schließlich laßt's Euch dringend empfohlen sein, die holde Barbara mit ehrbarer Liebe zu grüßen von Ihrem und Eurem getreuen

Alf.“

„Was ich denn hiermit bestellt habe,“ sagte Storm, das Papier wieder zusammenlegend, „und nun an Dich, mein gutes Bärchen, mit der Frage mich wende, was Du wohl eigentlich zu Alfs Botschaft und Vorschlag meinst?“

„Was sagt Ihr dazu, Vater?“ fragte Barbara schamhaft und gespannt zurück. „Darauf kommt doch wohl eigentlich Alles an. Seht nur, wie gut Alf geblieben, und besonders, wie gut er uns geblieben ist — wie er fleißig gewesen — wie er dienstfertig nur sich anbietet, und wie er mich —“

„Nur heraus damit!“ lächelte der Vater, „wie er Dich liebt! Nicht so? Nun freilich, das ist

mehr, als ich von dem Alf erwartete! Es ist keine Kleinigkeit, wenn ein junges Blut, wie der Alf ist, mitten in einer Welt voll Zerstreuungen sechs Jahre seinem Mädchen Wort und seinen Lohn zu Rathe hält, und endlich mit einem Sümchen heimkehrt, ehrlich um sein Mädchen wirbt, um es tugendsam heimzuführen. Freilich, könnte mir jetzt nützen, der Alf! . . . Aber ich will's Dir überlassen, ihm zu antworten, wie Dein Herz es Dir eingiebt. Meinerseits magst Du immer mit einfließen lassen: ich könnte gerade 'nen geschickten Arbeiter und getreuen Freund im Hause gebrauchen, und — wenn er brav geblieben — nun, so möcht' vielleicht Rath werden, daß ich — für ihn eine so feine und süße Arbeit hätte, wie sie wohl schwerlich von einem Gesellen je in der Backstube gemacht worden sei. Ich meine nämlich einen gar leckern, künstlichen Hochzeitkuchen, Bärchen, wovon natürlich auch die lebendige Zeitung Lübeck's, der redselige Lucas, seinen Theil abhaben soll.“

Die übergelückliche Tochter warf sich an des Vaters Brust, der sie schmeichelnd an sich drückte und die hellen Freudenthränen aus ihren großen Augen wischte. — In goldenen Morgenlichtern schaukelte die Zukunft vor der bewegten Seele des Mädchens, das kaum Worte finden konnte, für die heitere Mittheilung zu danken. Glühender lebte das Bild des Geliebten in ihrem Herzen auf, aus dem es eigentlich nie gewichen war, obgleich Alf in den sechs Jahren immer geschwiegen. Er kehrte nun ja wieder, er war ihr treu geblieben, und nun sollten sie sich einander besigen.

„Doch jetzt schließ den Laden, Bärchen!“ sagte sodann der Bäckermeister. „Der Wächter hat schon die zehnte Stunde gerufen, die Straßen sind öde und kein Mensch kommt noch, der Dir etwas zu lösen gäbe. Schaff' das Geld herauf! Es ist der beste Freund in bedrängten Zeiten.“

Damit begab er sich in sein Schlafzimmer. Barbara schloß den Laden und das Haus, drückte Alf's Brief an den Mund und hüpfte ebenfalls in ihr Zimmer, um an den Geliebten zu schreiben, was, da die Antwort sehr lang ward, erst mit dem Erbleichen der Sterne beendet war.

2.

Ein beängstigender Traum störte die schöne Bäckerstochter in dem kurzen Schlummer. Gänzlich erschöpft, konnte sie sich lange nicht erholen, es lag wie Blei in ihren Füßen, nur mit Anstrengung schleppte sie sich endlich an's Fenster, das sie öffnete. Als nun die frischen Morgenwinde und die Düfte der Frühlingsblüthen ihre heißen Schläfe kühlend säckelten, beruhigte und erholte sie sich nach und nach. Dazu liebäugelte nun auch die aufgehende Sonne in's Kämmerlein hinein, daß sie sich dann bald ermutigt fühlte und über die nächtliche Einbildung zu lächeln anfing. Bald stand sie mit gänzlich wiedergewonnener Freudigkeit unten auf der Hausflur, öffnete Lid und Haus und versorgte ersteres mit frischem Brote. Hier nun fiel ihr erst Anselms Auftrag wieder ein, das Kloster mit Brot zu versorgen. Eilig ging sie in die Backstube und benachrichtigte ihren Vater davon. Der Meister schob sein Käppchen hin und her.

„Hm, hm,“ summt er endlich, „haben also eingesehen, daß mein Weißbrot seines Gleichen sucht. Dachte mir's damals gleich, daß sie nach einigen Jahren mit ihren Bestellungen schon wieder kommen würden. Aber wie das Brot in's Kloster schaffen? Der Junge liegt hart am Fieber darnieder, ungern möcht' ich die wiedergewonnene Kundschaft verlieren. Was nun anfangen?“ . . .

„Ihr waret gestern Abend so gütig, Vater,“ meinte Barbara, „und ließe mich in eine so schöne Zukunft blicken, als daß ich nicht die kleine Angst überwinde und mich entschließe, das Brot heute selbst hinzubringen, wenn Ihr nichts dagegen habt.“

„Ich sollte wohl — aber ich kann mir in diesem Augenblicke nicht anders helfen. Geh' also, Bärchen! Gott sei mit Dir! Komm aber auch gleich wieder, wenn das Geschäft abgethan ist. Ich will so lange im Lide Deine Stelle vertreten.“

Barbara hatte bald ihre Toilette gemacht. Ein knappes Nieder umschloß die jugendlichen Formen der in süßem Reize eben sich entfaltenden, jungfräulichen Knospe; ein Rock von vaterländischem Zeuge, reichte, wie es die Sitte wollte,

wenig über das Knie, und mit nationeller Eigenthümlichkeit hoben sich die Füße in feinen Zwifelstrümpfen aus einem Bärchen zierlicher Schuhe; in natürlichen Locken ringelte das dunkle Haar auf Schulter und Nacken herab, und auf dem blühenden Gesichtchen verschmolz das Incarnat der Gesundheit im zarten Schnee einer makellosen Unschuld. — Nachdem Barbara einen Korb mit feinem Weißbrot gefüllt und ein schneeweißes Tuch darüber gedeckt hatte, verließ sie mit demselben das väterliche Haus und wanderte fürbaß. Je näher sie aber den düstern Mauern des Klosters kam, desto schwerer ward ihr das Athmen, und nicht ohne Furcht zog sie die Glocke.

„Deo gratias!“ antwortete der Pförtner und öffnete.

Das Mädchen bot ihm gepreßt einen guten Morgen, wofür er ihr unter grinsendem Lächeln „gute Berrichtung“ wünschte. Ungewiß und verwirrt betrat sie das Kloster. Sie hatte sich vorgenommen, den Korb in der Küche abzugeben, und sich dann schnell wieder zu entfernen, sah sich aber von dem Großkellner bedeuget, das Brot dem Serenissimus mit eigenen Händen zu überreichen. Sie schritt demnach durch einen Corridor, wo ihr ein Schwarm Mönche, aus der Tertia-Messe kommend, den Weg vertrat und neugierig und lüfeln das reizende Mädchen umringte, da eine Erscheinung wie Barbara, bei der Strenge der Ordensregel, wenn es dem Buchstaben galt, obgleich man sie längst in Acht erklärt, für etwas Seltenes, Unerhörtes galt. Verlangend brannten ihre Blicke, und aus ihren lateinischen Floskeln, die sie fallen ließen und belachten, entnahm Barbara, daß sie nicht eben auf etwas Ehrbares Bezug hatten. Anselm, der auch unter dem Schwarme war, breitete die Arme aus und wollte pro remedio animae ihr einen Kuß auf die Lippen drücken, wurde aber von einem feisten Mönche auf die Seite geschoben, der von dem Mädchen ein agnus castus verlangte; dagegen protestirte ein Dritter, indem er auf die dreiunddreißigste Regel hinwies. Anselm aber suchte sie ungütig zu machen und drängte sich mit Gewalt durch den Mönchknäuel — in diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Abts, wodurch alle Mönche, bis auf Anselm, verschreckt wurden.

Schüchtern betrat Barbara das Zimmer, verfolgt von den lüfternen Blicken des zurückbleibenden Benedictiners.

Der Abt lag nach orientalischer Weise auf einer kostbaren Ottomane und schlürfte als Morgentranke dufende Chokolade, woraus wir sehen, wie sehr man die Vorschriften XXXIX — XLI. des heiligen Benedictus achtete. Er empfing die etwas eingenommene Jungfrau nicht gerade stolz, auch nicht gütig; hieß ihr scheinbar gleichgültig das feine Weißbrot auf den Tisch legen, erhob sich dann, gab ihr ein Meßbüchlein, sagte ihr, sie möchte ihrem Vater andeuten, daß er von jetzt an auch für feines Backwerk Sorge tragen möchte, und entließ sie darauf mit wenigen gnädigen Worten.

Barbara schalt sich auf dem Heimwege wegen der übertriebenen, ungegründeten Furcht, die sie vor dem Kloster gehabt, und theilte dem Vater des Prälaten Begehrt mit, worüber sich der Bäckermeister vor Freude die Hände rieb und der Ueberbringerin der Nachricht einen Kuß auf die reine Stirn drückte. — Es kam nun später doch wohl, daß Barbara mitunter die amtlichen Klosterbesuche machen mußte, aber es ereignete sich bis dahin nie etwas der Art, daß die schöne Bäckerstochter ihre Gänge einstellte, und der Argwohn, durch die vielen umherlaufenden Gerüchte erstanden, immer mehr verschwand und immer weniger Glauben bei ihr und ihrem Vater fand.

Was jedoch von den Benedictinern zu halten, soll der Leser sogleich erfahren.

Johann nennt uns die Geschichte den Abt zu jener Zeit, als Meister Storm für den Convent Weißbrot und feines Backwerk lieferte. An Italiens Grenze geboren, hatte der Knabe schon frühzeitig Spuren eines aufgeweckten Geistes gezeigt, und dadurch die vermögenden Eltern bestimmt, auf einer gelehrten Schule seine weitere Ausbildung stattfinden zu lassen, die sich indeß nach der damaligen Sitte fast allein auf theologische und einige Sprachstudien beschränkte, und dem jungen Mann im geistlichen Stande sehr bald seine Bestimmung erblicken und auch finden ließ. Nachdem er die nöthige Weihe empfangen, und mit gewandter Zunge und nicht gemeinem Talent seine Primiz-Predigten gehalten, machten sowohl diese

geistigen Eigenschaften, wie auch das Imponirende seiner jugendlich anziehenden Aeußerlichkeit, daß er in einem der dortigen Klöster zum Kapellan bestellt, wenige Jahre darauf aber, durch sein ausgezeichnetes Rednertalent immer glänzender empfohlen, eine ansehnliche Stelle in Braunschweig erhielt, von wo er zum Abt des Johannis-Klosters nach Lübeck berufen wurde. Wenn nun überhaupt zu jener Zeit der sittliche Wandel der Geistlichkeit überall nichts weniger als musterhaft war, so müssen wir doch diese Behauptung besonders auf Johann anwenden, der, im kräftigen Mannesalter, südlische Gluth in den Adern, für den Zwang des Cölibats nicht geschaffen, die Kasteiungen des Leibes wohl öffentlich scheinbar erfüllte, doch auch im Stillen mit einer Aufklärung verspottete, die spätern Jahrhunderten Ehre gemacht haben würde. Auch durfte er ganz sicher sein, nachdem er seine Untergebenen auf ihre eingereichte Klage größtentheils von aller Disciplin losgesagt hatte, daß diese seinen öffentlichen Ruf je zu beeinträchtigen wagen würden, um so weniger, da er die verpöntensten dieser Weltfreuden nur mit wenigen Eingeweihten und Vertrauten — worunter vorzüglich Anselm gehörte — genoß, die niedern aber durch die Gewalt seines Wesens in Furcht und Treue erhielt. Auch waren es die erstern besonders, welche, wenn sie die Begierde des Abtes auch nicht gerade befriedigten, da die begehrenden Sinne Johans von Genuß zu Genuß ihn zogen, doch dafür sorgten, daß diese fortwährend in spannender Abwechslung blieben.

Anselm hatte den Abt auf die schöne Bäckerstochter aufmerksam gemacht, hatte ihm die Wege gezeigt, auf welchen sie das Mädchen in's Kloster brächten. Der Zufall war dem abscheulichen Anselm, der dies Project eigentlich mehr für sein eigenes Interesse ausgedacht hatte, günstig gewesen; aber Johann war zu sehr Wollüstling, als daß er bei dem ersten Besuche die hübsche Barbara, von deren Schönheit er überzeugt worden war, für immer zurückscheuchte: er wollte das Mädchen durch scheinbare Zurückhaltung erst sicher machen, um dann mit größerer Sicherheit seine zügellosen Leidenschaften sättigen zu können. Aber der sonst so kluge Mann, so richtig er auch seinen Plan angelegt, irrte sich hier doch!

3.

Es waren einige Monate vergangen, ohne daß von Alf Kunde gekommen war. Hierüber gegenseitig zu einander sprechend, saß der Bäckermeister neben seiner Tochter und fand es doch gar unerklärlich, daß der junge Geselle nichts von sich hören lasse, obgleich er zugab, daß der Postenlauf wohl eben nicht geregelt genannt werden dürfe. Barbara suchte so viel, wie ihr möglich, den Geliebten zu entschuldigen — da sprach der alte Lucas bei dem Verstimmtten ein und übergab Storm einen Brief von seinem Sohn. Aber der Inhalt des so langerwarteten Briefes war nichts weniger als erfreulich und erfüllte die schöne Barbara mit Angst und Trauer. Der junge Bäcker Geselle entschuldigte sich darin, daß er seine Abreise, wegen einer ihn plötzlich befallenen Krankheit, fürs erste noch aufschieben müsse, so schwer es ihm auch werde, gelobte aber zugleich Barbara von Neuem ewige unverbrüchliche Treue, und schloß das Schreiben mit dem freudigsten Dank an den Meister und dem Versprechen, seine Ankunft um keine Stunde zu verzögern, sobald er nur einigermaßen Kräfte fühle, die Reise anzutreten. Kam diese Nachricht nun dem Meister schon nicht gelegen, da er gerade jetzt eines geschickten Arbeiters mehr denn je bedurfte, so erfüllte sich nun gar Barbara's Herz mit Schmerz und Besorgniß. Sie schrieb daher gleich den andern Tag an ihren Alf, und bat ihn in recht warmen Worten, sich ja zu schonen und zu pflegen, und damit er letzteres nicht unterlasse, schloß der Meister einige Dukaten bei, wofür er sich in dem wirthlichen Obotritenlande ein Labetränklein verschaffen solle, was nach seiner Meinung am geeignetsten sei, sich guten Muth zu verschaffen.

So harrete man denn mit Ungeduld der Genesung und der Heimkehr des jungen Gesellen entgegen. Die Bestellungen aus dem Kloster vergrößerten sich mit jedem Monate so, daß Meister Storm mitunter der Kopf brannte, und er nicht wußte, ob er träume oder wache, wenn sein Geselle ihn auf den geringen Mehlvorrath aufmerksam machte. Die Gelder für das gelieferte Brot wurden von dem Abt prompt und in guter Münze bezahlt. Eben zählte Storm wieder einen voll-

wichtigen Beutel nach, als er abgerufen wurde, ohne das Geld erst verschließen zu können. Als er zurückkehrte, stieß er in der Thür auf seinen Lehrburschen, daß dieser schreiend zu Boden fiel, aber zugleich auch einige Silberstücke auf dem Fußboden herumrollten. Der Junge lag noch immer auf den Knien, jammerte und winselte wie ein Verbrecher. Storm riß ihn empor, warf ihn aus dem Zimmer und befahl ihm, augenblicklich sein Haus zu verlassen. Schon einige Male hatte er sich gegen seinen Lehrmeister Vergehungen gleicher Art zu Schulden kommen lassen, die dieser bis jetzt aber immer vergeben hatte. Der Bäckermeister beendete sodann das Geldgeschäft und verschloß das richtig befundene Geld in der alten eichenen, unansehnlichen Truhe.

Gegen Abend aber that es dem Meister schon leid, daß er den Jungen sogleich weggejagt hatte, da er nun keinen mit dem feinen Backwerk in das Kloster, wo heute ein Fest gefeiert wurde, schicken konnte. Barbara jedoch bot sich abermals an, das Brot in's Kloster zu tragen. Sie machte sich denn auch gar bald auf den Weg und wollte, im Kloster angekommen, den Korb in der Küche abgeben, sah sich aber wiederum bedeutet, das Backwerk dem Prälaten selbst zu überreichen.

Wir verlassen auf einige Augenblicke Barbara und wenden uns nach der Lachswehre, wo unser eine ganz eigene Scene wartet. Gebräunte Schiffer stehen mit geballten Fäusten und fürchterliche Rache brütend vor ihren gepuzten Frauen, und starren auf deren geschorene Köpfe. Alle diese unglücklichen Weiber waren als Opfer der Wollust in die schlaugelegten Netze jener Benedictiner gefallen! Mit gleichnerischer Zungenfertigkeit hatten die schamlosen Heuchler ihre Tugend untergraben und sie während der Abwesenheit ihrer Männer zum Treubruch gegen ihre Gatten verleitet, den Verführten die Tonsur gescho- ren, sie mit einer Mönchskutte bekleidet und am hellen Tage in das Kloster geführt.

Nur einer der betrogenen Seemänner stand da gleich einem zweiten Hüon, er betrachtete lächelnd die Zwitter zwischen Mönch und Weib. Dieser war vor kurzer Zeit von einer weiten Reise unerwartet in der Nacht zurückgekehrt. Er eilte in das Schlafzimmer seines geliebten schlummern-

den Weibes und wollte eben den Kuß des Willkommen's auf ihre Lippen drücken, als er wie von der Tarantel gestochen zurückbebt und auf die fahlgeschorne Platte seines Weibes dahinstarrte. Fürchterliche Ahnungen durchzuckten plötzlich sein Gehirn — er wollte Gewißheit. Mit starkem Arm rüttelte er die Schuldige aus dem Schlafe und fragt sie um die Ursache der Verwandlung. Neuig gestand sie ihm Alles und gab auch die Genossinnen ihrer Schuld an. Lange kämpfte der Betrogene mit sich — als er aber einsah, daß sein Weib mehr aus Aberglauben und bigotter Schwärmerei, als durch ihre Leidenschaft gefallen war, schloß er die beichtende Sünderin in die Arme und vergab ihr unter der Bedingung, daß sie Alles geheim halten sollte. Daß die Verföhrte gern und willig dieselbe erfüllte, versteht sich von selbst. Aber fürchterliche Rache brütete der Betrogene in seinem Herzen gegen die buhlerischen Mönche, welche die Religion zum Deckmantel ihrer thierischen Lüste gebrauchten. Endlich war sein Plan gefaßt. Als seine betrogenen Genossen alle heimgekehrt waren, lud er sie mit ihren Frauen zu einem fröhlichen Mahle und muntern Länzchen nach der Laßwehr ein. Alle erschienen, ohne zu ahnen, welch fürchterliches Drama der Gastgeber ihnen hier bereiten wollte. Nach dem heitern Mahle erscholl aus dem nahen Saale eine rauschende Musik und die Theilnehmer zogen paarweise und ahnungslos der furchtbaren Katastrophe entgegen. Der Gastgeber führte den Tanz an — plötzlich aber gebot er der Musik Gehalt, legte die Hand auf das Haupt seines zitternden Weibes, bat seine Freunde, ein Gleiches zu thun — und im raschen Zuge waren die Häubchen in der Männer Hand.

In dieser Situation trafen wir die Gesellschaft, als wir eintraten.

„Seht, Brüder!“ rief der Gastgeber den wüthenden Schiffern zu; „das ist das Werk der heiligen Benedictiner! Sie haben unsere Weiber während unserer Abwesenheit verführt! Man ist ihnen nachgeschlichen auf Wegen und Stegen, hat sie mit Liebkosungen, mit Vergebung der Sünden so lange geködert, bis sie unterlagen. Aber heute ist der Tag der Vergeltung gekommen!

Schwört mir, Rache, blutige Rache zu nehmen an den heuchlerischen Vuben!“

„Wir schwören!“ durchbrauste der Racheschwur den Saal, daß die Fenster klirrten.

Und als der Gastgeber die Genossen mit seinem Racheplan bekannt gemacht, sie mit ihren reuigen Frauen ausgesöhnt hatte, durchbrauste von Neuem die Musik den Saal und die veröhnten Paare stellten sich wieder zum Tanz. Mit der Abenddämmerung jedoch kehrten die Schiffer mit ihren Frauen schon in die Stadt zurück. Noch diese Nacht sollte der blutige Würfel fallen

4.

Barbara eilte also, nach erhaltener Weisung, mit ihrem Korbe nach des Abtes Zimmer oder Zelle. Sie fand ihn allein.

„Ave Barbara!“ rief er ihr entgegen und ergriff ihre Hand.

Sei es nun, daß den Prälaten heute die Verstellung weniger als sonst beherrschte, oder hatte er schon des guten Weins, der das Fest verherrlichen sollte, zu viel genossen, kurz, er schien nach und nach alle Rücksichten, die ihm oblagen, zu vergessen und den Regungen des Bluts und dem Verlangen nach irdischem Genuß, sich gänzlich hinzugeben. Er zog die widerstrebende Jungfrau neben sich auf die Ottomane.

„Du erscheinst mir heute, Barbara, wie die Braut des Auserwählten!“ rief er, das zitternde Mädchen umfassend. „Du bist schön, meine Freundin! Schön bist Du! Deine Augen sind wie Taubenaugen, und Deine Lippen, meine Braut, wie Honigseim! Honig und Milch ist unter Deiner Zunge!“ Und damit umfaßte der sinnliche Mönch von Neuem und noch stürmischer das ängstliche Mädchen, ihr brennende, unkeusche Küsse auf den Mund drückend.

Barbara nahm alle ihre Kraft zusammen, sich der gierigen Umarmung des Prälaten zu entziehen; aber um so leidenschaftlicher und fester umschlang dieser die Sträubende. Da durchhallte ein Kreisch das Gemach — es naheten eilends Schritte längs des Corridors. Schnell faßte sich der Abt. Barbara aber starrte vor sich hin — nimmer noch war so ein Mann ihr entgegen getreten.

„Wie mich die Begeisterung des hohen Liebes hingerissen!“ sprach der Abscheuliche mit affectirter Ruhe, „und wie gefährlich Deine Reize bald meinem, der Welt so lange schon entfremdeten Herzen geworden wären! Nimm zur Abwehr schwacher Herzen dieses Amulet.“ — Damit hielt er dem staunenden Mädchen eine Goldmünze mit dem Christuskinde hin, das jenes aber in seiner Unentschlossenheit nicht annahm.

Hier wurde stürmisch die Thür aufgerissen.

„Verrath! Verrath!“ schrie Anselm herein. „Schnelle Flucht kann uns nur noch den Tigerklauen entreißen! Wenn wir zögern, sind wir verloren!“

„Anselm!“ lächelte der Abt und klopfte dem Factotum auf die Schulter. „Du hast dem Bacchus schon im Voraus gehuldigt und das Fest nicht erst abwarten können . . .“

„Ich bin nüchtern wie ein Frosch!“ antwortete der Mönch unwirsch. „Wollte heute Abend aber recht bene leben, und nun müssen die rohen, theerichten Meerratten mir meine Freude verderben. Daß sie Alle in die Hölle führen!“

„Sprich zusammenhängend, verständlich!“ befahl Johann mit einiger Gespanntheit.

„Nun, ich hab's ja immer gesagt, daß wir unsere Kurzweil mit den schmucken Schifferfrauen geheimer . . .“

Ein Kreisch unterbrach den Sprecher.

„Sind wir nicht allein?“ forschte der Mönch.

„Die Bäckerstochter hat so eben feines Backwerk zum heutigen Fest gebracht,“ erwiderte der Abt. „Führ' sie hinaus!“

Der Mönch führte Barbara hinaus in sein Scriptorium, verschloß die Zelle und eilte wieder zu dem Abt, der mit großen Schritten das Zimmer maß. Hier nun theilte er diesem mit, was er so eben aus dem Munde einer der betrogenen Schifferfrauen erfahren. Beide überlegten dann mit einander, auf welche Weise dem drohenden Sturme zu entgehen sei. —

Einige Stunden vor dieser Begebenheit wanderte ein junger Gesell durch das Burgthor in Lübeck ein und hielt plötzlich, bei dem Johannis-Kloster angekommen, die besflügelten Schritte an. „Endlich am Ziele!“ rief er tiefbewegt und eine Freudenthräne im Auge zerdrückend. Da wurde

gerade zur Vesper geläutet. „Nur noch eine kleine Zeit, Barbara, zu einem kurzen Gebet, und dann eil' ich in Deine Arme, um Dich nie wieder zu verlassen“ rief er und trat in die Klosterkirche, in welcher es, bis auf das schwache Licht, das die heilige Ampel verbreitete, bereits dämmerte.

Der junge Wanderer setzte sich in einer Seitenkapelle nieder, und hier ergoß sich sein reines Gemüth in brünstigem Gottesdank, für Schutz und Schirm in so manchen glücklich überstandenen Gefahren. Dann aber überfiel ihn eine ungewöhnliche Schläfrigkeit, deren Ursache er in der angestregten Wanderung, oder auch in der feuchten Luft des ihn umgebenden Gewölbes, suchte, — genug, der kaum Genesene entschlief. —

Ein dumpfes Geräusch weckte ihn; es war tiefe Nacht um ihn. Plötzlich aber blendete ein ferner Lichtglanz seine Augen. Er sprang auf und starrte nach einem Seitengange hin, in dem sich zwei Gestalten bewegten, die seine Aufmerksamkeit spannten. Ein Mönch, in der Linken eine Blendlaterne haltend, schleppte eine wankende, wimmernde Frauengestalt neben sich her. Langsam schritten sie jetzt bei dem Wanderer vorüber. Er hielt den Athem an. Der Mönch gebot Eile. Jetzt schritten sie hart an dem Hochaltar vorbei und machten seitwärts desselben Halt, wo der Mönch eine geheime Fallthür öffnete. Der Fremde, von grauser Ahnung getrieben, daß hier ein Bubenstück vorgehe, war den beiden Gestalten nachgeschlichen.

„Hier bleibst Du für diese Nacht!“ gebot der Mönch. „Morgen, mit dem Hahnenrufe, bin ich wieder hier und werde Dich zum letzten Male fragen, ob Du meine Neigung zu Dir erwidern willst oder nicht.“

„Nie! nimmer!“ wimmerte die Angeredete.

„Heiliger Gott! es ist Barbara's Stimme!“ bebte es in dem Wanderer.

„Nun, wir werden sehen, ob Du das Liedchen zu Ende singst!“ lachte der Mönch und wollte eben die wimmernde, zusammengesunkene Bäckerstochter in die Tiefe stürzen, als dröhnend eine nervigte Faust auf seine Schulter fiel und ihn packte.

„Teufel in der Mönchskutte!“ rief der Fremde dem sich wehrenden Mönche zu. „Was hast Du hier vor? Sprich schnell, oder Du bist des To-

des!" schrie er, mit dem Mönche ringend und ihn zu Boden werfend. Und als er das Gesicht des Mönchs erblickte, zuckten convulsivisch seine Nerven.

"Alf!" rief Barbara, den Geliebten an der Stimme gleich erkennend. "Du hier? O, Dich hat Gott zu meiner Rettung geschickt." Und fest umschlang sie den Jüngling, der mit seinen Knien des Benedictiners Brust preßte.

"Ja, Mädchen meines Herzens! Ich bin's!" erwiderte der Jüngling und wehrte sanft der freudejauchzenden Jungfrau. "Mich schickt Gott zum Retter Deiner Unschuld — und zum Rächer meiner geliebten Schwester! Denn wisse: dieser Bösewicht ist der Verführer und Mörder Anna's, die vor sieben Jahren so spurlos verschwand."

"Nicht ich!" ächzte der Mönch, "der Abt!" ...

"Du lügst, Heuchler!" herrschte Alf dem nach Luft schnappenden Benedictiner zu. "Du schlichest ihr auf Schritt und Tritt nach, was das Mädchen mir oft mit weinenden Augen klagte. Damals war ich noch ein ohnmächtiger Knabe, jetzt aber bin ich — ihr Rächer!" Und hoch schwang er seinen mit Eisen beschlagenen Knotenstock. "Bete Dein teuflisches Gebet!" gebot er zugleich dem wimmernden Mönche. "Und nun fahr zur Hölle!" — Barbara fiel dem Geliebten in den Arm.

"Alf! halt ein!" kreischte sie. "Um Gotteswillen, vollbringe nicht an diesem heiligen Orte einen Mord! Laß ihn leben, zu seiner eigenen Schande laß ihn leben!"

"Damit er seine Helfershelfer rufe und uns Beide hier lebendig begrabe! Nein! er oder ich! ... Und doch! ... Du hast Recht!" ... Er ließ plötzlich den Arm sinken. "Ja, Du hast Recht, Barbara! Er soll nicht von meiner Hand fallen. ... Er soll —"

Und rasch und gewandt zog er den widerstrebenden Mönch an die Fallthüre. Als Anselm der gewisse Hungertod entgegenstierte, sammelte er alle noch übrige Kraft zusammen. Es entstand ein Ringen um Leben und Tod! Dem Einen gab die Angst, dem Andern die Rache Kraft.

Barbara lag vor dem Hochaltar auf ihren Knien und betete. — Dem Jüngling wich schon die Kraft — aber auf die betende Barbara blickend, fühlte er sich plötzlich neugestärkt — winselnd

stürzte der Mönch in die Tiefe hinab und dröhnend fiel die Platte über ihm zu.

5.

Als es völlig Abend geworden und Barbara noch immer nicht aus dem Kloster zurückgekehrt war, wurde der Bäckermeister etwas unruhig und besorgt, und von einer geheimen Furcht ergriffen, verließ er Haus und Lid und eilte zu einigen Freunden und Bekannten, um zu forschen, ob seine Tochter vielleicht vorgespochen habe. Aber sie war nirgends gewesen. Nach vielem vergeblichen Suchen ging er nach dem Kloster. Der bestochene Pförtner erwiderte auf die an ihn gerichtete Frage, sie sei wie gewöhnlich gekommen und gegangen; ein anderer Klosterknecht aber, der wie zufällig darüber hinzukam, wollte bestimmt verstchern, daß er Barbara auf einem Wägelein an der Seite eines fremden Knappen, den er der Bäckerfamilie für befreundet gehalten, vor einer Stunde lustig zum Burgthore hinausfahren gesehen habe. So ungereimt auch diese Nachricht klang, so entfernte sich doch der Bäckermeister endlich vom Kloster, um nachsehen zu lassen. Als er nun bei der Kirche vorüberkam, hörte er vom nahen Fenster herabrufen. Storm trat näher.

"Um Gottes Barmherzigkeit willen, öffnet die Kirchthür!" bat eine Stimme.

"Wer seid Ihr?" fragte der Bäcker zurück. "Und was macht Ihr hier?"

"Fragt nicht lange — öffnet!" drängte die Stimme. "Zwei Leben stehen auf dem Spiele! Oder könnt Ihr nicht öffnen — so geht wenigstens zu dem Bäckermeister Storm und sagt ihm, seine Tochter befände sich hier."

"Meine Tochter!" rief der Meister und that in dem nächsten Augenblicke einen heftigen Fußtritt gegen die Kirchthüre. Aber sie spottete seiner ohnmächtigen Wuth. Storm eilte fort. —

Nach einer kleinen halben Stunde versuchten zwei Gestalten sich durch einen Haufen versammelten Volks, der Kloster und Kirche besetzt hatte, an die Kirchthür zu drängen — aber vergebens!

"Laßt uns durch!" gebot die eine Gestalt aufgeregt, "ich muß zur Kirche — ich will meine Tochter aus den Händen der heuchlerischen Mönche

befreien! Sie ist dort in jener Kirche eingesperrt!"

Diese Worte wälzten sich von Mund zu Munde gleich einer Lawine fort, es flogen Steine gegen die Kirchenfenster, und die schimpfende Menge, von den betrogenen Schiffen gedungen und angeführt, schickten sich an, das Kloster zu stürmen, als plötzlich die Klosterpforte sich öffnete und der Abt in großem Ornat, das Hochwürdige in den erhobenen Händen, gefolgt von sämtlichen Brüdern mit Kreuz und Ordensfahne, daraus hervortrat und festen gesammelten Blicks durch den bewegten Haufen schritt. Unangefochten gelangte der Prälat mit seinem Zuge durch die murrende Menge, die das Feierliche einer so seltenen Procession mit Monstranz, Kreuz, Fahne und Fackeln im Zaume hielt, aus der Stadt und begab sich nach Eismar in Bagrien, wo sie später ein neues Kloster erbauten. — Als der Zug bei der Kirche vorüberschritt, traten aus derselben vier glückliche Menschen, die verwundert dem Aufzuge mit ihren Augen folgten, dann aber nach des Bäckermeisters Storm Hause gingen, wo sie die glückliche Ankunft des jungen Gefellen Alf feierten. Und zwölf Monate später standen Barbara und Alf vor dem Altare und schwuren sich ewige Treue.

Das Johannis-Kloster wurde aber, trotz der Protestation der entflohenen Mönche, wieder mit Nonnen aus dem Cistercienser-Orden besetzt, die durch tugendhaften Lebenswandel und rastlosen Eifer im Erziehen und Unterrichten junger Bürgerstöchter, die Nichtswürdigkeit der Benedictiner vergessen machten.

Mysterien eines Virtuosen.

Von Christern.

Es war gerade um Mitternacht, denn vom Thurme der Stadtkirche hörte man es zwölf Uhr schlagen.

Eine halbe Stunde später schlug auch die Schwarzwälder Uhr in einem Zimmer Zwölf, und

während unmittelbar darnach ein Becker abließ, hörte man den Wächter draußen erst jetzt dieselbe Stunde abrufen.

Dann trat in dem Zimmer wieder eine sogenannte Todtenstille ein, welche nur unterbrochen wurde von dem Perpendikelschlage der Schwarzwälder Uhr, von dem tonlosen Schluchzen und Nschzen eines Kindes und dem Schnarchen eines erwachsenen Menschen.

Eine weibliche Stimme schien gleichfalls von Zeit zu Zeit und nur wie im Schlafe ein „Ach Gott!“ mit Seufzen von sich zu geben.

Das Schnarchen und das „Ach Gott!“ kam aus einer Kammer, deren Thüre offen stand.

Das Schnarchen dauerte noch eine Weile fort, endlich hörte man aus der Kammer in das Zimmer hineinrufen:

„Hallunke! hast Du den Becker nicht gehört?“

In dem von einer Lampe matt erhellten Zimmer ließ sich keine Antwort vernehmen.

„Der Gaudieb ist wirklich eingeschlafen und muß aufgerüttelt werden,“ rief die Stimme in tiefem, heiserem Tone wieder.

„Warte, Du sollst es kriegen! Willst Du noch obendrein schlafen, so gebrauchst Du auch keine Lampe, und es ist überflüssig, den Becker auf die Stunde zu stellen, wo Du aufhören sollst. Denn Du Schlingel kennst ja noch kaum Buchstaben und Zahlen.“

Unter diesen Worten war ein großer, vier-schrötiger Mann im Hemde und in schlürfenden Pantoffeln aus der Kammer in das Zimmer getreten, und hatte von einem alten Pianoforte eine große starke Reitpeitsche genommen, mit der er dem im Schlafe schluchzenden Knaben einen tüchtigen Hieb versetzte.

Der Knabe fuhr laut ausschreiend empor und schien dann, gleichsam gleichgültig und gefühllos, unter einem monotonen Weinen wieder einschlafen zu wollen.

„Hast Du Canaille wohl geübt? Bist Du nicht gleich eingeschlafen, als wir — (er meinte sich und seine Gehülfe) — zu Bette waren?“

Es erfolgte ein zweiter Hieb und der Knabe fuhr abermals laut schreiend empor, indem er jedoch die Augen nicht öffnete und mit der linken Hand nur mechanisch nach der rechten Schulter griff.

„Nede!“ rief der Mann im schnarchenden Bass, „warum spielst Du nicht? Wie viele Male hast Du die Thalberg'sche Phantasie geübt?“

„Die nicht, Weber's Concertstück,“ sagte jetzt mit weinerlicher Stimme und kaum vernehmbar der Knabe, indem er sich die halbgeschlossenen Augen rieb, die keine Thränen mehr hatten in ihren Thränenjücken.

„Nun, einerlei, wie viel Male hast Du geübt, lüg' nicht, oder —“ Der Mann hob die Reitpeitsche von Neuem drohend empor und fuhr damit einige Male durch die Luft, so daß es pfliff wie beim Winde.

„Ich kann nicht üben, mich hungert,“ sagte der Knabe und fing wieder an zu schluchzen.

„Dir sollte ich noch Abendbrot geben, da Du den ganzen Tag keine fünfzig Male, keine acht Stunden geübt hast?“ fuhr der Mann den Knaben an und faßte ihn bei den Schultern.

„Bei der Lampe kann ich auch nicht sehen, es war kein Del darin,“ läpelte der Knabe.

„Für Dich Hallunken noch viel zu viel; hättest Du gestern und heute nur zwölf Stunden geübt, so müßtest Du das Concertstück und die Phantasie jetzt schon auswendig können. Marsch, in's Bett, Du Faulpelz, aus Dir wird in Deinem Leben kein Mozart, aber ernähren sollst Du uns, und reisen will ich mit Dir, bis ich mein verlorenes Capital wiedergewonnen habe; und weil ich es bei dieser Faulheit mit Dir dahin doch nie bringen werde, so sollst Du mir wenigstens so viel Geld einbringen, daß ich in der Lotterie mein Glück versuchen kann. Wir wollen Beide spielen,“ lachte mit teuflischem Spott der Rabenvater, „spielen um die Wette. Ich muß die rechten Nummern doch noch herausbringen.“

Der Knabe hatte sich unter dieser Rede ausgezogen und wollte sich seinem Bettchen nähern, als die Mutter mit der Lampe hinzutrat und ihm etwas Abendbrot reichte.

„Da, Paul, Du hast nichts bekommen.“

Der Mann hieb ihm mit der Reitpeitsche über die Hand, so daß ihm das Brot entfiel, und rief:

„Er soll auch nichts haben, der Schlingel.“

„Er muß es ja doch allein verdienen.“

„Ich aber bringe das Vieh so weit.“

„Seit wir Alles, Alles versezt haben, peinigt Du ihn so.“

„Versezt,“ lachte der Mann, „eben darum; jetzt heißt es, spiel Vogel oder stirb: Und wenn ich ihn nicht ohrfeige oder reitpeitsche, so spielt mir der Junge nicht, so wird er kein Virtuos.“

Der Knabe stand noch immer da in seinem Hemdchen und blickte sehnsuchtsvoll auf das Brot, welches noch immer auf der Erde lag. Die Lampe warf ihren matten Schein auf die dünnen Arme und Beinchen, welche einem Gerippe anzugehören schienen und jetzt mehr und mehr zu zittern anfangen, denn es war spät im October und draußen hatte der Wind angefangen, die Lindenbäume zu schütteln, welche vor dem Fenster standen.

„Marsch!“ herrschte der Mann und warf die Peitsche in die Ecke, um sie am Morgen dort wieder zu finden. Die Mutter hob das Brot auf und gab es dem Knaben, indem sie ihn streichelte und zum Bettchen hinschob.

In dem Zimmer hörte man wieder den Perpendikelschlag der Schwarzwälder Uhr, welcher wie früher vom Schluchzen, so jetzt vom Schnaufen des essenden Knaben unterbrochen wurde.

Als es am Morgen fünf Uhr, hatte der Knabe, der, wie wir noch nicht erwähnt haben, neun Jahre alt war, doch seiner hageren, fleischlosen Gestalt und seines blassen, immer niedergeschlagenen, nie kindlich-heitern Aussehens wegen, kaum ein siebenjähriges Alter zu haben schien, — da hatte der Knabe also schon eine Weile wieder geübt, aber noch war kein Imbiß über seine Zunge gekommen. Von Zeit zu Zeit hielt er inne und ließ den rechten Arm sinken.

„Was fällt dem Hallunken nur wieder ein?“ rief der Mann aus der Kammer, „mußt Du Dein Morgenbrot mit der Reitpeitsche haben? Ehe Du das Stück nicht zwanzig Mal durchgespielt hast, bekommst Du nichts, und wenn Du den ganzen Tag hungern solltest.“

„Mir ist die Schulter noch geschwollen und der Arm fast gelähmt, ich kann nicht,“ rief der Knabe mit einer jähzornigen Aufwallung, die Lust zu haben schien, zu revoltiren.

„Macht nichts, fort, weiter!“ herrschte der

Mann. „Um acht Uhr kommt der Recensent, der Dich Bestie rühmen und posauern soll, und das für einen Louisd'or, den ich wieder um Deinetwegen ausgeben muß.“

„Er hat ihn sauer genug verdient — oder — erbettelt,“ sagte die Frau mit halblauter Stimme, gleichsam mit sich selbst sprechend.

„Schweig; willst Du den Jungen noch bestärken in seiner Halsstarrigkeit? Wenn ich davon gehe, was soll aus Euch Beiden werden?“

Der Knabe hob den Arm mit sichtbarer Anstrengung wieder empor und spielte weiter. —

Es hatte noch nicht acht Uhr geschlagen, als der erwartete Recensent eintrat, vielleicht aus persönlichen Gründen so früh.

„Sehen Sie den Jungen, den Teufelsjungen,“ rief der Vater, „er ist Morgens nicht im Bette zu halten und Abends nicht hineinzubringen, Herr Doctor! Da sitzt er nun schon drei Stunden und — was spielt er? ich weiß es selbst noch nicht einmal, das muß er sich gestern wieder irgendwo mit hergeschleppt haben. So ein Kind ist noch nicht dagewesen. Und dabei immer ausgelassen,“ fügte er hinzu und fuhr dem Knaben durch die Haare, während er ihn gleichzeitig mit der anderen Hand in den Arm kniff, so daß braune und blaue Flecke nachbleiben mußten, zur Bezeichnung, daß der Knabe lachen sollte.

Dieser lächelte auch wirklich, aber mit Behemuth, unter Thränen.

„Spiele dem Herrn Doctor 'mal etwas vor, Schlingel,“ sagte der Vater mit Laune, „Du zweiter Mozart.“

Der Knabe spielte mit Resignation, kalt, gleichgültig, immer matter und matter. Endlich sanken die Hände erschlaft nieder.

„Siehst Du,“ sagte der Vater, „siehst Du, Blißjunge, daß Du Dich aufreibst, Dich verzehrst in dem ewigen Spielen! Ja, Herr Doctor,“ fuhr er, sich an den Recensenten wendend fort, „das ist der Funke des Genies, das ist die Flamme, die eben so schnell auflobert, als wieder nieder sinkt. Ich habe es immer so gelesen, und Sie selbst werden es mir bestätigen können. Alles im Feuer, in Momenten der ungeheuersten Begeisterung und Willenskraft, und dann plötzliches Ruhen. Gut, daß die Natur jetzt selbst Gehalt auf-

erlegt, so habe ich es nicht nöthig. So darf ich den Jungen nicht zurückhalten, denn der Körper leidet unter dem Geiste, unter dem verzehrenden Eifer des Genies.“

Der Recensent nickte Beifall und versprach, dem Publikum diese Symptome gehörig auszumalen. Er nahm seinen Hut und versprach, den Knaben und sein Concert gehörig zu empfehlen; „denn,“ fügte er hinzu, „ein solches Talent, ein solches Genie, ein solches Wunder der Natur kann dem gefühllosen und begrifflosen Publikum nicht genug empfohlen werden. Ich werde alle Farben verwenden, ich werde meine ganze Beredsamkeit aufbieten, um diesen hoffnungsvollen Knaben im glänzendsten Lichte darzustellen.“

Diese Worte enthielten eine Herausforderung. Sie waren offenbar auf die blanke Anerkennung der zu erwartenden Herausforderung gerichtet.

Der Vater des Wunderkinds verstand die Worte auch sehr wohl. Als er den Recensenten bis an die Thüre begleitete und ihm dankte für die ausgesprochene Ueberzeugung, als er ihm durch einen Druck der Hand zu erkennen gab, wie sehr er sich freue über eine solche Bestätigung seiner eigenen bescheidenen, noch immer zaghaften Wünsche und Hoffnungen, da ließ er in die Hand des Kunstrichters einen in ein weißes Stück Papier gewickelten Louisd'or gleiten, und versprach gleichzeitig, als wäre noch nichts geschehen, daß er solche Theilnahme zu schätzen wissen werde.

Der Recensent versprach nochmals, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, denn es sei heilige Pflicht, eine solche geniale Triebkraft zu fördern auf alle Weise, und — ging.

Als der Vater die Thüre zugeschlagen, ging er mit aufgeregten Schritten wieder zu dem Knaben hin, schüttelte ihn und sprach:

„Willst Du eigensinnig werden und mir Schande machen? Wird der Junge am Ende nicht gar noch mitten im Concert inne halten aus purer Halsstarrigkeit! Aber warte, ich will Dir, Tage lang sollst Du mir nichts zu essen haben. Der schöne Louisd'or auch wieder weg, und wenn man den infamen Scriblern auf solche Weise nicht Lust macht, so thun sie gar nichts, für Freibillets allein nicht das Geringste, oder sie schreien über

Quälerei und Stümperei, daß Einem die Ohren gellen.“

Am Tage vor dem Concert las man in dem gelesensten belletristischen Blatte einen Artikel voll Lob und Ruhm über einen musikalischen Knaben, der wirklich ein Wunderkind sei, und alle weit überstrahle, die bisher mit nichtswürdigem Betrüge dafür ausgegeben seien und durch die das verehrte Publikum so heillos getäuscht worden. Wir — Recensenten sprechen immer im Pluralis majestaticus — haben uns selbst von dem außerordentlichen Genie dieses kräftigen, lebendigen Knaben überzeugt, hieß es, wir haben ihn belauscht, wie er, sich unbemerkt glaubend, von dem Feuer seines Instinktes hingerissen wurde, und wie da die göttlichsten Ideen seinen zarten Fingern entströmten. Alle Erscheinungen, die man von Mozart berichtet und oft auch übertrieben, wiederholten sich hier in Wahrheit und Wirklichkeit. Es sei dem Publikum nichts mehr zu wünschen, als daß es nur einmal solche entzückende, himmlische Momente einer sich frisch und blühend entfaltenden musikalischen Knospe theilen, den Tondust einathmen könne.

Der Abend des Concertes kam und der Knabe sollte sein erstes Stück vortragen. Jener aber war nirgends zu finden, und während die Pause sich verlängerte, wuchs die unruhige Neugier und Erwartung des Publikums.

„Der Knabe ist nicht da, er ist nirgends zu finden,“ flüsterte es durch den gefüllten Saal. Niemand konnte sich dieses Ereigniß erklären. Selbst der Vater nicht, wie Jeder glauben mußte, als dieser hervortrat, um Nachsicht und Verzeihung für die Zögerung bat und erklärte, daß schon Boten ausgesandt seien, um den Knaben aufzusuchen, der wahrscheinlich einen neuen Geniestreich ausgeheckt und ausgeführt habe.

Endlich brachte man den Knaben, der an Händen und Kleidern zwar beschmutzt war, in seinen Mienen und Geberden jedoch nichts weniger als den Ausdruck eines muntern, lebhaften Knaben zeigte, der so eben einen neuen „Geniestreich“ im kindlichen Uebermuth ausgeführt habe.

Der Vater führte den Knaben an den Flügel und bemerkte, indem er nochmals um Verzeihung

bat, daß er, zwischen Straßenjungen spielend, gefunden worden sei.

Der Knabe setzte sich niedergeschlagen an den Flügel und dachte oder sprach bei sich selbst:

„Sie sollten es nur wissen, wie er mich gekniffen und gestoßen hat, damit ich hinausgehen und mit den Straßenjungen spielen sollte. Kann ich doch kaum meinen linken Arm rühren. Morgen wird er wieder braun und blau sein, wenn überhaupt noch Raum für neue Flecke da ist. Ach!“

Der Knabe spielte das Concertstück gefühllos, maschinenmäßig ab, aber doch — fertig, und die Claque, für welche Recensent und Vater durch Freibillets gesorgt hatten, erfüllte den Saal mit rauschendem Applaus. Der Knabe stand auf und verbeugte sich, ebenfalls maschinenmäßig, ohne eine Miene zu verziehen. Die Arme hingen schlotternd an dem hageren Körper nieder. Eine Stimme rief unaufhörlich: „Wunderbar, göttlich, nie dagewesen! Welcher Anschlag, welche Präcision!“ Das Publikum huldigte diesen Worten und Ansichten. Es war entzückt wie immer. Es bewunderte und staunte. Am Schlusse flogen Kränze, die der Vater zu diesem Zweck gekauft hatte, auf das Orchester, und die glänzenden Kronleuchter warfen ihren blendenden Schein auf den so bekränzten, triumphirenden — zweiten Mozart.

Aber Niemand ahnete die Pein in dem Herzen des Knaben. Niemand errieth die himmel-schreienden Contraste, die gellenden Mischöne zwischen dem Spieler und den Hörenden, die unheimlich und — unvernommen hindurchklangen.

Auf dieses Concert folgten Privatsoireen, Einladungen zu den ersten Familien der Stadt, und — lobregnende Kritiken und Kunsturtheile in verschiedenen Blättern, die jedoch alle von dem einen Recensenten herrührten, der das Seinige zu thun versprochen hatte und der ein solches musikalisches Genie zu schätzen wußte. Das Wunderkind fing an, die Laufbahn des papiernen Ruhmes durchzumachen, der einen allgemeinen Schwindel erregt und dem Musengeist, wie jeder gehässigen, verabscheuungswürdigen Leidenschaft, jeder schlechten Neigung eine dienstwillige Hand bietet.

Der Knabe wurde oft beschenkt, aber diese Ge-

schenke in Gold und Silber verblieben nicht dem Empfänger, sondern verfielen dem Vater, wie dieser behauptete, und wanderten am andern Morgen auf den Lombard, um zum Lottospiele neue Mittel zu gewähren und nie eingelöst zu werden. Die schwache Mutter konnte oder durfte zu dem Allen nichts sagen, denn oft oder meistens fehlte nicht bloß das Geld zum Spiel, sondern auch zum — Brot, und die Hoffnung, welche das Spiel jedes Mal vereitelte, mußte dann die — Kunst von Neuem in Erfüllung bringen.

Endlich war in dem Orte selbst nichts mehr zu machen, und es mußte Geld durch Reisen, durch Concerte in der Fremde gesucht werden.

Paul war mittlerweile zehn Jahre alt geworden, aber unter Begünstigung seiner schwachen, kleinen, hagern Gestalt konnte und sollte er für sechsjährig gelten. Dieser russische Kalender wurde überhaupt beibehalten. Da der Knabe, wie man sich ausdrückt, „stehen blieb“, so wurde er in den folgenden drei, vier Jahren fortwährend für siebenjährig ausgegeben, ein Alter, welches mit seiner ominösen Zahl so recht für das eines Wunderkindes gelten zu können schien.

Die Reise wurde also angetreten, und zwar zu Fuß und im Herbst, wo die Wege bereits tief und morastig geworden waren, so daß Paul oft seine Noth hatte, um nicht stecken zu bleiben. Man denke sich den schwachen, hinfälligen Knaben um diese Jahreszeit, in Sturm und Wetter auf offener Straße, und dann wieder — im glänzenden Concertsaale, wo die reiche, jubelnde Welt davon keine Ahnung hatte, wo man in dem Augenblicke ringsum Alles vergaß, was an Qualen und Leiden, an Martern und Nengsten vorhergegangen war. Was ist die Quälerei, selbst die böswilligste Anstrengung eines Pferdes und einer Pferdenatur gegen diese gefühllose, egoistische Quälerei eines unglückseligen Kindes, welches mit heimlichen Schmerzen und Thränen, aber immer lächelnd, immer Frohsinn heuchelnd, der Kunst, der Musik sich weihen soll! Welches am ganzen Körper wie zerschlagen und zerschmettert, auf einer ewigen Marter- und Folterbank liegend, durch Schläge und halsstarrig erzwungene Nachtwachen, durch Hunger und kindliche Darbungen jeder Art das Herz offen und warm, den Geist frei und

lebendig für Productionen des Talentess behalten soll! Wer kann von einem solchen Virtuosen, vorausgesetzt, daß er es wider Willen wirklich bis zu einer gewissen Stufe bringt, wenigstens um die blasirte, leicht verdummte Welt zu täuschen und sie in Contribution zu setzen, wer kann von einem solchen Virtuosen im oder beim Spielen noch Gefühl verlangen, hier, wo alles Gefühl durch Reitpeitschenhiebe und verstockende Abhärtungen jeder Art längst gemordet, gemeuchelmordet ist in der zartesten Blütenentwicklung des Lebens und der Natur! —

In musikalischer Hinsicht müssen wir das Geheimniß verrathen, daß Paul mit drei, nur drei Stücken ausgerüstet war, die er unter Peitschenhieben so zu sagen in sich hineingequält hatte, und deren Vortragen ohne Ende jetzt dazu dienen sollte, Geld zu machen.

Wir liefern hier keine Reisenovelle, keine Beschreibung einer Kunstreise, wir haben nicht einmal Gemüthsstimmungen und Abenteuer eines Virtuosen zu berichten, sondern wir geben nur Mystereien, die Leiden eines Wunderkindes in jämmerlich gleißender Lüge. Man hat ja allen Schmutz, alles Elend, alle Noth des Lebens auf seiner niedrigsten Schlammgegend aufgedeckt, warum hier nicht auch einmal die Geheimnisse eines sogenannten Kunstlebens beleuchten? Sind die Gegensätze hier doch noch greller und herzzersehnender!

In der abgelegensten Straße einer großen Stadt, welche der Vater mit seinem Wunderkinde erreicht hatte, um Concert zu geben, das heißt, um Letzteres seine drei eingepaukten und eingepügelten Stücke zum wie vielten Male abspielen, oder richtiger, ohne Mitgefühl und Seele abtrampeln zu lassen, lag ein Haus, welches sich durch bunte prunkende Gardinen auszeichnete. Hinter jenen Gardinen lauschten am Tage hübsche Mädchengesichter, flüsterten am Abende lockende Mädchenzungen.

Der Vater des Wunderkindes liebte den Umgang der hübschen Mädchengesichter, und mehrere Abende hatte er sich zu ihnen schon allein verloren, während der kleine Virtuoso Paul daheim bleiben mußte, eine neue schwierige, halsbrechende

Composition stundenlang nach Mitternacht zu üben, fünfzig Male durchzuspielen, wie der Vater mit Drohungen ihm aufgegeben hatte, trotz der erschlafften Glieder und zufallenden Augen, durchzuspielen unermüdet, wie trübe und matt auch am andern Morgen die Blicke, wie todtbleich und verwelt auch am andern Morgen die Gesichtszüge waren.

Zu dem Spiel die Liebe unter den ewig wandelbaren Verhältnissen der Reise — welche eine Glückseligkeit für den rohen leidenschaftlichen Vater, und die Erfüllung dieser Genüsse und mysteriösen Freuden immerdar die Zauberruthe des Wunderkinds, welches nur zu spielen brauchte, welches nur in den kerzenhellen Saal unter die gaffende, horchende, bewußtlose Menge gestossen zu werden brauchte, um die nöthigen Mittel für Alles zu schaffen. Köstlich, köstlich, solche Mittel zu solchen Zwecken!

Die Kasse aber gerieth durch solchen doppelt fressenden Krebs bald und immer von Neuem in den Zustand der Ebbe. Ein Concert brachte oft, wenn die Freibillets abgerechnet und die feilen Recensenten bezahlt waren, nicht so viel, um die Reise durch Kälte, Regen und Wind fortsetzen zu können. Was thun, um nun auch noch die Leidenschaften zu beschwichtigen und zu sättigen? Der Vater ging nicht lange mit sich zu Rathe, als er sich neue Hilfsquellen ausgedacht und Wechsel auf Sicht ausgestellt hatte. Warum dem Knaben erst am dritten Orte verdienen lassen, was am vierten Orte ausgegeben werden sollte? Warum nicht spielen im Hause der Freude? Warum den Huri's und ihren Gästen nicht einen Genuß vorschlagen, aufschwätzen, aufdringen, um hohen Preis feilbieten, der von dem gelesesten Journal als „wunderbar und nie dagewesen“ ausgelobt wurde? Warum den Freunden des stillen Hauses nicht durch Musik den Augenblick des jubelnden Lebens verschönern, und warum endlich nicht selbst durch diese musikalischen Spenden das Meiste profitieren?

Paul wurde am nächsten Abend mitgenommen. Er wurde an das Instrument geschoben, gedrängt. Rosige, üppige Gestalten, mit offenen Reizen und feurigen Augen umtanzten und umstellten ihn, küßten ihm Mund, Wangen und Haar,

liebkoßten das bestürzte Wunderkind, und dieses wußte nicht warum. Es war ihm Alles so fremd, so frei, so sonderbar.

Es war Mitternacht vorüber. Paul hörte vom Vater nur immer von Neuem die mahnende Stimme, zu spielen, weiter zu spielen. Gläser wurden zusammengestoßen und zerbrochen, Flaschen rollten auf dem Boden hin, lallende Zungen sangen Chorus, Mädchenstimmen kreischten und jubelten — Paul spielte. Von Zeit zu Zeit durchschauerte es ihn wie Fieberfrost. Er fühlte seine Hände erzittern, aber nicht vor Ermattung, nicht vor Kälte, er wußte nicht warum. Er hatte ja manche halbe Nacht durchwacht. Zuletzt wurde der Knabe von eisigem Schweiß übergossen und die Geistergestalt eines Kindes schien vor den Tasten zu sitzen.

Der Morgen guckte oben durch die Fenster. Der Vater zog erhigt den Knaben mit sich fort durch die kalte Morgenluft. Der Kellner des Gasthofes öffnete die Hausthüre. „Das war eine lange Privatsoiree,“ sagte der Vater, „der Fürst ist ein wahrer Musikknarr, er kann nicht lange genug dem Spiele meines kleinen Virtuosen zuhören.“

Am Tage ruhte die ganze Stadt dieses Märchens.

Seit jener Zeit ist eine Reihe von Jahren vergangen. Unser Wunderkind hatte bereits das Alter von zwanzig Jahren überschritten, als er auf den Anschlagzetteln und Concertprogrammen noch immer als Knabe von fünfzehn Jahren florirte. Lose Zungen lächelten und schwätzten darüber, daß der „Nange seit fünf, sechs Jahren nicht älter geworden“, Andere meinten, daß der Knabe für sein Alter „ungemein vernünftig und erwachsen aussähe, was bei Wunderkindern aber wohl so sein müsse.“ Paul hatte während dieser ganzen Periode des Virtuosen- und Wunderkinderthums nur zwei Male mit den Piecen gewechselt, die er mechanisch, handwerksmäßig in einem Orte wie in dem andern vortrug. Der Enthusiasmus, welcher sich dennoch regelmäßig unter den Zuhörern kundzugeben pflegte, die Bewunderung, welche diesem prosaischen Wunder zu folgen pflegte, war aber nicht ein unmittelbares Ergebnis des Concert- und Spiel-Effectes, son-

bern — der Lob-, Ruhm- und Bewunderungsposaunen, welche in den Journalen von wohlbezahlten Enthufasten geblasen wurden.

Der Vater starb in einer Stadt mittlerer Größe in einem abgelegenen Winkel des Vaterlandes.

Und Paul? Und der Virtuoso? Und das musikalische Genie, von dem die Welt bisher so Außerordentliches genossen, von dem es noch unendlich Höheres, mit einem Worte, einen zweiten Mozart und ewige Werke erwartet hatte?

Weinte und klagte er um den Heber seiner Tage? Verschwamm er in Thränen um den, der ihn in das Leben und die ernste Bahn desselben eingeführt hatte? dem er — Bildung, Gesundheit, Zuversicht zu seiner geistigen Kraft, zu seinem künstlerischen Vermögen zu verdanken?

Paul — freute sich über diese Trennung, er griff mit einer gewissen Munterkeit nach der Feder, als er die Todesanzeige niederschreiben wollte. Allein er mußte gar, sich selbst ironisirend, auflachen, als er jetzt zum ersten Male recht eigentlich gewahr wurde, daß er — so viel nicht schreiben konnte. Aber — bald darauf weinte er wieder, und zwar recht lange, als er nun, wie durch ein plötzliches Schlaglicht erleuchtet, sah, was er könne und — nicht könne, was im Hinblick auf alle übrigen Menschenkinder bei ihm verabsäumt worden sei.

Was Liebe und Interesse hätte sein sollen, verwandelte sich nun, auch in Hinsicht auf die Kunst, in Haß und Gleichgültigkeit. Paul freute sich wirklich, von der Galeere des Concertspiels, von der Einpaukerelei seiner Kunststücke erlöst zu sein, und mit höhnischem Jubel schleuderte er die immer und immer abgespielten „Phantasien“ und „Variationen“, die „Impromptu's“ und „Etüden“ unter das Instrument, um sie dort wo möglich vermodern, wenigstens, so weit es auf ihn ankam, bestäuben und beschmuzen zu lassen.

Paul war dieses Glanzes, dieses Lebens und seines Ruhmes satt, herzlich satt, er war einer Kunst satt, die ihm unter seinen Umständen im schwärzesten Lichte, als eine Weinigerin, eine Foltermaschine der Menschheit erschienen war. Bläß, hohläugig und hager, aufgeschossen, wie er war, sehnte er sich mit ganzer Seele nach Ruhe und Erquickung, nach einem Berufe, der seinem Charakter, seiner Natur entspräche. Aber — es

war zu spät, um noch etwas Anderes zu lernen, und er mußte es sich abermals gestehen, bei der ganzen Unnächtlung und Vernachlässigung seiner Bildung fehlte ihm Alles! —

Paul verbrachte mehrere Tage, ja Wochen in einer dumpfen Verzweiflung, die Seele wurde in seinem stechen Körper von melancholischer Verzweiflung hin- und hergerissen. Doch sah er dann bald wieder ein, daß er einen Entschluß fassen müsse, und er faßte den, „Musiklehrer“ zu werden und im Orte zu bleiben.

Das Glück, der Zufall war ihm bei dem Ergreifen dieses neuen Lebensweges günstig. Erinnerungen, selbst der künstlich erregte frühere Enthusiasmus, ja Mitleid und reine Theilnahme kamen ihm dabei zu Hülfe. Und doch hatte Paul ein gutes Recht, nicht auf alles dieses, sondern auf — Nachsicht Anspruch zu machen. Er selbst hatte ja Kunststücke, aber keine Schule, keine Methode inne. Doch auch hier wieder Glück. Man hielt die methodische Zerrißtheit für Genialität, den Mangel für Ueberfluß; besonders als Pauls einziges Bestreben, nach seinem individuellen Bildungsgange, nach seiner ganzen Kunstansicht nur dahin ging, — „Wunderkinder“ zu ziehen, abzurichten, wie er ein's gewesen war.

Und abermals wurde ein reicher, bunter Flor von Talent, Natur und innerer Musik im Keime, in der Knospe jungen Lebens und Webens erstickt, verfränkelt und verstört!

Endlich forderte auch der Instinkt der Natur sein Recht, die Sehnsucht nach einem zweiten Ich erwachte in Pauls Herzen, doch leider nur, um den Mysterien seines Lebens die Krone aufzusetzen. Mit der Erziehung und Bildung war auch die Confirmation aus Industrie und Politik bei unserm Wunderkinde verabsäumt worden! Beschämt auf die zahllosen Mysterien seines unglücklichen Lebens zurückblickend, mit heimlichem Groll und Born gegen den, der solche Schmach über ihn gebracht, stand der Geliebte vor der Geliebten, und auf die vereinigten Hände Beider fiel eine bittere Thräne. —

Wir schließen diese Mysterien — Skizzen mit einem kurzen Nachwort an die Leser, jene nicht

etwa für erfunden, übertrieben, in der bekannten Eugen-Sue'schen Manier der Couliſſenmalerei ausgeführt zu halten. Sie beruhen durchgehends auf Wahrheit; nur iſt hier näher zuſammengerückt und ohne Umſchweif bloßgelegt, was im Leben verdeckt weiter auseinander lag. Mehr oder weniger wird das Erzählte auch bei Anderen als bei Dem allein ſich wiederfinden, von dem es hergenommen wurde. Das Virtuofenthum in ſeiner ſocialen Erſcheinung hat mehr Schatten als Lichtſeiten. —

Das Forſthaus.

Es ritt ein Jäger wohl über das Feld
In der Abendſtunde.
Als wollt' er erjagen das Ende der Welt
Mit ſeinem Hunde.
Und als er nun über die Haide flog;
Die Sonne hinab zu den Bergen zog,
Daß goldig erglüheten Berg und Hain.
Er aber ruft in den Abendschein:
„Vorüber, Köhlein, vorüber!
Hier findet Dein Reiter die Heimath nicht.“

Da ſieht er hell durch des Waldes Grün
Ein Schloß erblincken.
Und es dünkt ihm, als wolle es zu ſich hin
Ihm winken.
Im Fenſter liegt das Burgfräulein,
Sich weidend am roſigen Abendschein.
Wohl grüßt ihn gnädig ihr ſtrahlender Blick;
Er aber ſprengt in die Haide zurück:
„Vorüber, mein Köhlein, vorüber!
Hier findet Dein Reiter die Heimath nicht.“

Und plötzlich hört er von Bergeshöh'n
Muſik und Gefänge,
Und ihm ſcheint's, als bringe das Jubelgetön
Befreundete Klänge.
Und als er den Bergen vorüberzieht,
Er ſeine Freunde beim Becher ſieht.
Wohl ruft ihn hinüber der traute Geſang
Und der Brüder Scherz und der Becher Klang,
Er aber ruft: „Köhlein, vorüber,
Heut folg' ich anderem Hergensdrang!“

Und es kommen die Sterne ſtill herauf
Am Himmel gezogen.
Und er ſchauet voll Sehnsucht ſchweigend hinauf
In den ſchimmernden Bogen.
Da klingt ein Riegel durch die Nacht.
Die Forſthauspforte wird aufgemacht.
Treuliebchen ruft den Reiter hinein,
Der ruft hinauf in den Sternenschein:
„Vorüber, ihr Sterne, vorüber!
Nur hier ſoll allein meine Heimath ſein!“

Max von der Burg.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Braunschweig im October.

Der freundliche Leſer dieſes Blattes erinnert ſich vielleicht noch vom vorigen Jahre her eines längern Artikels über das hieſige Hoftheater. Vieles fand man darin über unſer Schauſpiel; doch nur wenigſes von unſerer Oper und faſt gar nichts vom Ballet berichtet. Uebertrieb der Artikel auch hier und da, ſo enthielt er doch manche beherzigenswerthe Bemerkung. Wir werden bei ſpäteren Berichten darauf zurückkommen; zuvörderſt haben wir es heute mit der Oper zu thun, und da bietet uns die zum Benefiz des Herrn Schmezer zum erſten Male über unſere Hofbühne geſchrittene komiſche Oper in drei Acten: die Paimonskinder, aus dem Franzöſiſchen von J. Kupelwiſer, Muſik von Walke, eine recht gute Gelegenheit.

Die Muſik iſt nicht ohne originelle Züge, leicht und gefällig; die Instrumentirung geſchmackvoll und grazioſ. Der Eindruck, welchen die Verbindung anmuthiger Melodien mit einer leichten Tanzmuſik macht, würde noch weit angenehmer ſein, wenn die letztere nicht zu häufig prädominirte. Das Genre der Muſik nähert ſich der neuen italieniſchen, wie z. B. (Nr. 9) das Duett zwiſchen dem Freiherrn und Ivo; der Styl gehört der franzöſiſchen Komik an.

Die erſte Arie des Ivo: „Auf ihr Wachen, habet Achtung“ und die Romanze des Olivier (Nr. 9): „Von ſeinem dunkeln Wolfenſitz“ gehören in künſtleriſcher Hinſicht zwar zu den ausgezeichneteſten Geſangſtücken dieſer Oper, doch von weit größerem Effect iſt das Quartett (Nummer 5) in E-dur, ferner die Arie: „Majordomus denk an die Gäſte“ und das zweite Finale; dann das hübsche Glockenduet und Vocalterzett im dritten Acte.

Die Rollen waren im Ganzen paſſend vertheilt. Wenn Herr Pöck als Freiherr von Beaumanoir, wel-

che zu den feinen Buffopartien gehört, uns diesen Abend nicht genügen konnte, so mag dieses vielleicht zum Theil seinen Grund in der Gewohnheit haben, ihn nur in ersten Bariton-Partien zu sehen. Die Arie „Majordomus denk an die Gäste“ wurde von ihm sehr gut ausgeführt; nicht so gut das Duett Nr. 9, wo es der Stimme an der nöthigen Geschmeidigkeit fehlte. — Die Hermine gehört in das Fach der bedeutenden Spielpartien, und wenn auch die Darstellerin, Madame Fischer-Achten, im Ganzen Erfreuliches leistete, so blieb doch zu bedauern, daß sie weniger Gelegenheit fand, ihre anerkannte Gesangsvirtuosität zu bekunden. Madame Fischer-Achten hat von dem zarten Schmelz und der Frische ihrer Stimme nur wenig verloren, und dieses läßt uns hoffen, sie, die Zierde unserer Oper, noch recht lange zu besigen. — Die vier Brüder Haimon waren in den Händen der Herren Schmezer, Busmeyer, Köhler und Kahn. Nur die Partie des Olivier ist hier von einiger Bedeutung. Mindestens bot die Romanze Nr. 3 und das Duett Nr. 11 Gelegenheit zum Beifall, den Herr Schmezer, als Darsteller des Olivier, auch verdienter Weise sich errang. Bei diesem Künstler findet man überhaupt die schöne Naturgabe eines eben so umfangreichen als weichen und äußerst biegsamen Tenors, mit einer hohen künstlerischen Ausbildung vereint, und dieses läßt ihn mit Recht zu den bedeutenderen Größen von Deutschlands Sängern zählen. — Herr Busmeyer hatte als Richard, wie die Herren Köhler und Kahn als Allard und

Rinald, nur wenig zu thun, und vermochte daher seine Beliebtheit beim Publikum diesen Abend nicht geltend zu machen. Herr Busmeyer, welcher hier die hohen Tenorpartien singt, hat eine tüchtige Schule und ist in der Regel eben so brav in Gesang wie in Spielpartien. — Die drei Nichten waren durch die Damen Methfessel, Höfler und Gerard besetzt. Die beiden ersten Damen haben die ersten Gesangpartien, Soubretten, inne, und sind im Allgemeinen, wie sie es auch verdienen, recht beliebt. Eine hübsche Erscheinung ist insbesondere Madame Methfessel im Baudenville. — Die bedeutendste Partie in dieser Oper ist dem Ivo zugetheilt, eine eben so hübsche Spiel wie Gesangspartie; sie befand sich in den Händen unseres wackern Herrn Fischer, und war dieser so glücklich, durch seinen größtentheils gelungenen Vortrag und enthusiastischen Kunsteifer den lauten, einstimmigen Beifall zu erringen. — Die Oper war trefflich einstudirt. Das aus bekannten wackern Künstlern bestehende Orchester führte die Musik meisterhaft aus.

Neußerst störend war nur der von der Regie tactlos in das letzte Finale, wo schon Jeder, um fortzugehen, nach Hut und Stock griff, verlegte Pas de cinq. Ausgeführt von den Damen Granzow, Millig, Pfeifelt, den Herren Granzow und Plagge, gaben diese sich Mühe, das Unzeitige ihrer Erscheinung dadurch wieder gut zu machen, daß sie den von Herrn Granzow hübsch arrangirten Pas meisterhaft executirten.

Literatur und Kunst.

Kunnuk und Raja, oder die Grönländer. Eine Erzählung von B. S. Ingemann. Aus dem Dänischen übersetzt. Oldenburg, Gerhard Kalling. 1846.

Der Verfasser berichtet im Vorworte, daß sein Werk „eine freie Reproduction des Totalbildes sei, welches in ihm die Nachrichten über Grönland hervorgerufen, nachdem er sich längere Zeit hindurch geistig hineingelebt habe.“ Wir fürchteten schon nach diesem Geständnisse, trotz des lockenden, eine interessante Neuigkeit versprechenden Titels, keine Bilder von besonders lebhafter Farbe in dem Buche zu finden, sind aber noch über unsere geringen Erwartungen hinaus enttäuscht worden. Bescheiden hat der Verf. sein Werk eine Erzählung genannt, mehr aber als eine nüchterne, poesielose Geschichte ist auch in der That nicht zu erwarten.

Will man einen guten, die Schilderung kulturgeschichtlich gegebener Zustände bezweckenden Roman schaffen, so ist zunächst genaue persönliche Kenntnissnahme von den bezüglichen Gegenden erforderlich; selbst verschiedene Talente führen den Pinsel unsicher, wenn sie sich auf einem ihnen unbekanntem Boden bewegen. In der vorliegenden Erzählung hat sich nun der Verfasser große Mühe gegeben, eine treue Decoration von den Polarländern zu entwerfen. Dies ist ihm nun auch leidlich, d. h. so weit seine Quellen und Kräfte reichten, gelungen. Allein eben so mühsam schleppt er den Stoff der Handlung, die allmähliche Bekehrung eines Blutrache brütenden Grönländers, aus den Berichten der ersten Missionäre jener Gegenden zusammen, indem er aus einigen Thatsachen und historischen Personen eine höchst simple, dürre Geschichte zusammenleimt.

Eigene Erfindung scheint dabei gänzlich abzugehen. Allein so unpoetisch wie die ganze Handlung zusammengestellt ist, eben so arm und farblos ist die ganze Darstellungsweise. Zwar gehen auch jene monotonen Eisgegenstände keinen der dichterischen Auffassung leicht zugänglichen Gegenstand ab, allein etwas hätte doch von einem Talente zur Belebung der Schilderung bei der Frische des Themas geleistet werden können.

Der Styl der uns vorliegenden Uebersetzung ist äußerst holprich, indem die Sätze eben so kurz als zerrissen sind. Ob die Schuld davon schon im Originale liegt, können wir nicht beurtheilen. —

Die äußere Ausstattung des Buches ist ungleich besser, als sein Inhalt.

A. S.

Das Buch für Winterabende. Volkskalender und Volksbuch für 1847, von M. Honek. 6. Jahrgang. Hannover, C. F. Kius.

Ein Conglomerat von Dorfgeschichtchen, Liedern, weisen Sprüchen, Märchen, badischen Landtagen, Sängerverse, Pressfreiheiten, Gemeindeverhältnissen 2c. 2c. Auf Einzelnes einzugehen, ist hier der Raum nicht. Das Buch enthält theils belehrende Aufsätze über deutsche Verhältnisse, vernünftig und verständig geschrieben, und ganz berechnet für die Auffassungsgabe der Volkskalender-Leserwelt; theils kleine Novellen, die nicht viel besser und nicht viel schlechter sind, als die der andern Nachahmer Berthold Auerbachs. Unter den Märchen aber ist vorzüglich zu loben eine Fabel von M. S. Seldern mit dem Titel „Gänsegesang“, und eine Fabel von Herrmann Harrys „Gevatter Tod“. Was die artistische Beilage der Holzschnitte und Lithographien betrifft, so ist es gewiß im Interesse des Verlegers, wenn man ihm wohlmeinend rath, das Geld, was er für diese weniger als mittelmäßigen Producte verwendet, lieber dazu zu benutzen, daß das Augengift seines Buches für

Winterabende, jener kleine Druck, der einigen Abhandlungen stiefmütterlich zugewiesen worden, in künftigen Jahrgängen vermieden würde.

Washington Irving's ausgewählte Schriften (Gottfried Crayon's Skizzenbuch und Bracebridge-Hall oder die Charaktere), übersetzt von D. J. B. Adrian. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1846.

W. Irving's Talent ist schon zu anerkannt und seine Werke bereits öfterer geprüft und gewürdigt worden, als daß sich bei Gelegenheit dieser zweiten Auflage viel Neues sagen ließe. Ein Dichter, der die allergewöhnlichste Alltagsgeschichte ohne das berauschende Gewürz pikanter Situationen mit einer solchen Lebendigkeit und, ohne zu langweilen, mit der größten Genauigkeit uns vorerzählt, wie W. Irving in seinem Bracebridge-Hall, hat gewiß die größte Aufgabe gelöst, nämlich zu zeigen, daß selbst in der flachsten Alltäglichkeit ein unendlicher Stoff Poesie begraben liegt, und daß der Dichter nur einzuschlagen braucht, um eine Masse edles, gediegenes Metall zu Tage zu fördern. Seine berühmten „Sketches“ hingegen gingen wohl aus einem einseitigen politischen Triebe hervor, die Literatur Amerika's mit der Englands auszuföhnen, und so hat er denn Alles Englische gelobt und vergöttert, gleichsam als wolle er den Briten dadurch aus Dankbarkeit eine gleiche Anerkennung der Vorzüge seines Vaterlandes ablocken. Das Buch enthält treffliche Gedanken, und Irving's feiner Humor erreicht oft die Spitze der Kunst, allein man hüte sich nur, aus seinen Sketches den englischen Charakter kennen lernen zu wollen, da der Dichter nur das Anziehende gesucht, die Schattenseiten aber absichtlich übersehen hat. — Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig, und selbst die Stahlstiche sind etwas mehr als eine bloße Zugabe. — 21.

D r e s d e n .

C o n c e r t .

Am 31. October:

Concert von Carl Mayer und Carl Müller.

Die beiden rühmlichst bekannten Künstler gaben am 31. v. M. im Saale des Cosel'schen Palais eine kleine

musikalische Soirée, welcher, wie wir hören, bald eine größere Aufführung folgen soll.

Mayer, ein Schüler von Field, ist wohl der vorzüglichste Pianofortespieler der neuesten Zeit. Sein höchst wohlthuender Ton, eben so voll als glockenrein, und seine wahrhaft überraschende und blendende Fertigkeit sind bereits anerkannt. Dabei nimmt die sonderbare, fast nachlässige Stellung, welche er, fast eine Elle

von der Claviatur, einnimmt, Wunder und macht die Leichtigkeit seiner Hand- und Fingerbewegung fast räthselhaft.

Wir hörten zu Anfange eine brillante Fantasie über Motiven aus der „Stimmen von Portici“, von ihm selbst componirt, welche sich durch das überall kräftige Hervortreten der Themas durch den Glanz der Ausschmückung hindurch auszeichnete. Am Schlusse trug er drei bekannte Studien vor, deren eine sich durch fortwährend über der Melodie gehaltene Triller, die andere aber durch die vollständig durchgeführte, durch Wechselanschlag der Finger erzeugte Vibration der Töne der Melodie sich besonders bemerklich machte. Hier offenbarte er seine Meisterschaft, denn jeder Ton trat ganz ausgebildet, rund und gleichmäßig hervor.

Carl Müller, der erste Geiger des bekannten Gebrüder-Quartetts, welches vor etwa fünfzehn Jahren so viel Aufsehen erregte, führt seinen Bogen gleichfalls mit technischer Vollendung. Doch wollte uns Anfangs, in einer Fantasie von Alard, sein Ton nicht ganz ansprechen, indem er uns etwas nüchtern, in den höchsten Tönen sogar ein wenig hart erschien. Dagegen versöhnte uns schon das Duo mit ihm, welches er, von Wolff und Viurtempo nach Oberon-Melodien componirt, mit seinem Gefährten, Mayer, ausführte; noch mehr aber mußten wir auch die Innigkeit seines Tons in den David'schen Variationen über „das Lob der Thränen“ von Schubert anerkennen, welches höchst wirksame Concertstück freilich auch für den ausführenden Künstler äußerst dankbar ist, da in ihm Charakter und Seele des Instruments trefflich erfaßt und wiedergegeben sind. — Daß Müller auch mit den beliebten Schnörkeleien der modernen Technik ganz vertraut war, bewies er durch ein kräftiges und lenksames Flageolet; ja, er brachte sogar einmal die Melodie durch Pizzicato hervor, während die Begleitung von Doppelgriffen bewirkt wurde.

Noch sang Dettmer ein schmachtendes Lied von Gumbert, und zwar nicht übel, nur hätte er den gehaltenen, schmelzenden Ton etwas verdünnen können. Dagegen war Fräulein Thiele durch Unpäßlichkeit, wie wir hörten, an dem Vortrage der angekündigten Gesänge verhindert, was wir um so mehr bedauerten, als sich die Sängerin leider selten außerhalb der Oper hören läßt. Zu rügen aber ist, daß die Concertgeber das Publicum vom Nichterscheinen der Fräulein Thiele vorher in Kenntniß zu setzen unterlassen hatten. Für Dieselbe trug Hr. Bielezizky ein Paar Lieder vor. Den Gesang begleitete Hr. Kammermusikus Richter.

Am 3. November:

Erstes Abonnement-Concert, unter Leitung Herrn Ferdinand Hiller's.

Bei der fortdauernden Lethargie unserer musikalischen Kapelle, den lauten Anforderungen der Zeit gegenüber, deren höher gebildetes Publicum von den wenigen uns gebotenen Opern nicht allein befriedigt wird, ist es erfreulich, das Unternehmen der Concertdirection von Neuem in's Leben gerufen zu sehen. Sollte daher auch das Letztere, bei der Beschränktheit der gegebenen Mittel, sich zu keiner höheren Blüthe entfalten, so wollen wir uns doch des vorhandenen Keimes erfreuen und mit dem Gebotenen gern zufrieden sein.

Das Orchester der Concerte ist aus Musikern zusammengesetzt, welche nur hier zusammen spielen und von Haus aus zwar zuverlässige Spieler sind, allein die Behandlung ihrer Instrumente nicht ganz in ihrer Gewalt haben. Es ist daher für den Dirigenten eine gewiß schwierige Aufgabe, diesem Chore eine Einheit des Spieles anzueignen.

Wir vermiften in dem heutigen Concerte bei den Violinen durchaus die Intensivität des Bogenstrichs, welche sich keineswegs in der Menge der Spieler, sondern in dem innigen Ineinanderspiele, oft auch nur Weniger, kundgiebt. Den Bläsern der Blechinstrumente ging die feinere Behandlungsweise derselben ab, es fehlte ihnen die Discretion bei der Hervorbringung des Tones, zuweilen auch die Reinheit des letzteren. Die Holzblasinstrumente waren dagegen besser besetzt, vorzüglich gut die Clarinetten. Ebenso ist der Besetzung der Cellos und Bässe mit Anerkennung zu erwähnen.

Was die einzelnen Nummern betrifft, so führte uns das Orchester die Overture zu Spohr's „Faust“, die zum Drama „Struensee“ von Meyerbeer, und die A-Dur-Symphonie Beethoven's vor. Es war gut, daß dem Publicum einmal Etwas von einer Spohr'schen Oper gereicht wurde, die ihm noch ganz unbekannt ist, obwohl sie sich bereits längst eines deutschen Rufes erfreut; es ersieht doch hieraus, was ihm die Direction des Hoftheaters und insbesondere die der Oper vorzuenthalten beliebt. Die neueste Composition Meyerbeer's, kürzlich mit dem Drama von Meyerbeer in Berlin zur Aufführung gebracht, ging über die Kräfte dieses Orchesters hinaus, welches besonders den dämonischen Erguß des Allegros, dessen Höhenpunkt wohl in den kräftigen, von Meyerbeer so gern gebrauchten Triolen liegt, nicht deutlich wiederzugeben vermochte. Die Overture übrigens ist neu in ihrer Form, indem das choralmäßig eingeleitete, energische Andante mit der eigenthümlichen Beimischung der Harfentöne im steten Wechsel mit dem darauf folgenden Allegro wiederkehrt. Die Overture ist allerdings bei dieser Wiederholung etwas zu lang ausgedehnt.

Die Symphonie ließ freilich Manches zu wünschen übrig. Warum hatte sich aber auch Hr. Hiller gleich zum Anfang an eine der schwierigsten gewagt? Die Introduction ward hinsichtlich des Tempos nicht in der erforderlichen edlen, gemessenen Haltung, das Finale dagegen zu flau, keineswegs con brio genommen. Hier wurde auch die Farbe sehr verwischt, welche gerade in diesem an das Triviale streifenden Bacchanale mit großer Umsicht aufzutragen ist. Sonst fehlte es noch hier und da an der feineren Ausprägung der Gegensätze; so war besonders bei den Violinen zwischen dem Piano und Doppelpiano kein Unterschied bemerklich.

Der für die diesjährigen Concerte als Vorspieler gewonnene Violinist von Königslöw, ein Schüler des Leipziger Conservatoriums und noch sehr jung, trat mit einem Beethoven'schen Violinconcerte unter Orchesterbegleitung auf. Zwar zeigte er Routine, scheint uns aber zum Vorspieler durchaus nicht geeignet zu sein und hat in technischer Hinsicht noch manche Schwierigkeiten überwinden zu lernen. Wir hörten von ihm nur Einen Ton, den weichen, sentimental; die Energie, die Entschiedenheit des Tons, wie er zum Vorspiel ganz besonders erforderlich, vermiften wir gänzlich. Auch waren die höchsten Töne nicht ganz klar, der Einsatz bei den Sprüngen etwas unsicher. Die Passage in den Doppelgriffen hätte v. Königslöw füglich weglassen können, da dieselbe nur wie ein Versuch im Studiren klang. Noch hätten wir aber dem Spieler eine angemessenere Begleitung, unter Anderem auch rein gestimmte Pauken gewünscht. Gegen Ende des Finalesages, beim Aushalten des Trillers, kam übrigens der Solospieler so sehr aus dem Tacte, daß es dem Dirigenten erst kurz vor dem Schlusse gelang, ihm die Begleitung des Orchesters wieder beizubringen. So grobe Verstöße sollte übrigens das Publicum nicht so ruhig, am wenigsten sogar mit Applaus hinnehmen. Auch war diese treffliche, aber sehr lange, einer Symphonie ähnliche Composition und die große Symphonie für Spieler und Hörer wohl des Guten zu viel an einem Abende.

Endlich ließ sich noch Fräulein Schloß, Concertsängerin aus Leipzig, in einer Arie des Sertus aus „Titus“ und einer der Lucie aus der gleichnamigen Oper von Donizetti hören, und zeigte eine sehr hübsche Salonstimme, einen zwar nicht kräftigen, aber sehr lieblichen Alt und große Gewandtheit im Vortrage. Jedoch eignet sich die letztere Arie wohl weniger zum Vortrage von einer Salonsängerin, da sie mit Wärme und durchaus dramatischer Farbe wiedergegeben sein will. Fräulein Schloß ward mit dem größten Beifalle aufgenommen.

Hätte man übrigens das Stimmen der zur Duvertüre von Meyerbeer erforderlichen Harfe nicht zu einer

passenderen Zeit vornehmen können, als während der zweiten Arie der Sängerin? —

Wir wiederholen endlich zum Schlusse die schon im vorigen Winter erklangenen Klage über die übermäßig theueren Plätze in diesen Concerten. Die Preise stehen mit dem, was geleistet wird, in keinem Verhältnisse. Warum ahmt man nicht auch hierin die liberalere Direction der Leipziger Abonnementconcerte nach, welche besonders für Fremde und überhaupt Nicht-Abonnenten weit bessere, bequemere und billigere Plätze aufbewahrt? Wollte man hier weniger „exclusiv“ sein, so hätte man im besprochenen Concerte in den Reihen der Stühle gewiß nicht diese großen Gensurlücken zu sehen den Verdruß gehabt. *)

Königl. Hoftheater.

Repertoire.

Novbr. 4. Der Schiffbruch der Medusa. Oper. — 5. Der Sohn der Wildniß. „Parthenia“, Fräulein Rosahl-Cohnfeld von Berlin, als Gast. (Eine Anfängerin, die zwar die äußeren technischen Schwierigkeiten nicht ohne allen Erfolg zu überwinden beginnt, aber weder durch ein glückliches Organ bevorzugt ist, noch durch geistige Durchdringung der Rolle ihre Leistung irgendwie über das gewöhnlichste Komödienspielen emporzuheben vermag. Das Gastspiel ist in Folge dessen mit der ersten Rolle begonnen und beschlossen worden. Für die Darstellerin wäre es zweckmäßiger gewesen, dieselbe ihre Versuche auf kleineren Bühnen anstellen zu lassen. Auf unserer Hofbühne sind wir freilich an derartige mißglückte Gastspiele, als stehende Regel, längst gewöhnt.) — 6. Doctor Robin. — Die Schule der Kleinen. Kom. Monodrama in 4 Act., ausgeführt von Ottilie Cohnfeld aus Berlin, der zwölfjährigen Schwester der Vorigen, als theatralischer Versuch. — Jeanne und Jeanneton.

*) Es wird die ausdrückliche Bemerkung hier nicht unpassend erscheinen, daß wir uns nie gestatten, auf das Urtheil unserer geehrten Berichtserstatter irgendwie einzuwirken. Bei den Referaten über die hiesigen Abonnement-Concerte glauben wir aber an diesem Grundsatz um so peinlich-strenger festhalten zu müssen, je leichter ein Abweichen von demselben uns als Mitglied des Directoriums und Mitbegründer des Concert-Instituts, in den Verdacht der Partheilichkeit in der eignen Sache bringen könnte. Die Redact.

F e u i l l e t o n .

Da alle Zeichen des Todes oftmals trügen und deshalb leider noch immer Fälle von Lebendigbegraben vorkommen, so dürfte die Entdeckung des französischen Arztes Ripault von Wichtigkeit sein, welcher ein nie täuschendes Zeichen des Todes gefunden haben will. Nach seiner Behauptung läßt sich nämlich im Tode die Iris des Auges in jede Gestalt drücken, während sie, so lange noch Leben im Körper ist, rund bleibt, wie man auch den Augapfel drücken mag.

Ein schlagender Beweis. Barneveldt, Grosspensionair von Holland und Gegner des Grafen Moritz von Dranien, ward von letzterem unter der Anschuldigung, das Land den Spaniern in die Hände liefern zu wollen, auf's Schaffot gebracht. Jeder der Richter, welche ihn verurtheilt hatten, erhielt für seine Mühe 2400 Gulden. Einige Tage nach der Hinrichtung sagte ein berühmter Advocat zu einem dieser Richter: „Man sagt Euch zwei Dinge nach, die ich nicht glauben kann, nämlich erstens, daß Ihr nicht viel Kopf hättet, und zweitens, daß Ihr geizig wäret. Das Erste kann nicht wahr sein, denn Ihr habt den Pensionair eines todeswürdigen Verbrechens schuldig befunden, was die geschicktesten Rechtsgelehrten nicht vermocht haben; das Zweite ist eben so unrichtig, denn Ihr habt für 2400 Gulden einen Spruch gegeben, den ich für alles Geld in der Welt nicht hätte geben mögen.“

Von einer seltsamen Insectenschlacht berichtet ein in England erscheinendes Blatt: „Am 18. September Nachmittags besuchte ein achtbarer Farmer seine Schaafheerden auf der Weide, als plötzlich ein summendes Geräusch in der Luft seine Aufmerksamkeit erregte. Als er näher zusah, erblickte er zahllose Bienenwärme, welche von allen Seiten herbeiflogen und ganz in seiner Nähe einen Kampf begannen, der nicht eher aufhörte, als bis Tausende von Todten den Platz bedeckten. Viele Hunderte Neugieriger besuchten später das Schlachtfeld, und man erkannte in den todten Insecten die unter dem Namen wilde oder Erdbienen bekannte Gattung. Die Ursache dieser seltsamen Erscheinung konnte natürlich Niemand angeben.“

Ein französischer Soldat, der in Algier dienstunfähig geworden, unterhielt die Bewohner seines heimathlichen Dorfes, wohin er sich zurückgezogen, in gemüthlichen Winterabenden beim Bierglase mit seinen wunderbaren Erlebnissen in der Barbarei. Unter Anderem erzählte er von einer eigenen, sehr zweckmäßigen Hin-

richtungsart daselbst. Dort wird nämlich dem Verbrecher ein gewaltiger Regenschirm in den Leib getrieben und derselbe dann mit Macht aufgespannt. — In der Gegend von Bona wollte er einen Urabai gefannt haben, der eine Auster so gezähmt, daß sie ihm wie ein Hund auf der Promenade nachlief. Auch behauptete er, auf dem Markte von Constantine einen seltsamen Verkehr gesehen zu haben. Ein Käufer gab für Waaren einen Franzosenkopf und bekam zwei Beduinenkinderköpfe statt kleines Geld heraus. — An der Grenze der Sahara versicherte er ein Völkchen kennen gelernt zu haben, das sich von Kameelmist nährt, und zwar Morgens, Mittags und Abends nichts als Kameelmist verzehrt. — „Aber wie ist das möglich“, riefen hier die Zuhörer, „solches Zeug zu essen?“ — „Ah, meine Herren,“ erwiderte der algierische Soldat, es kommt dabei nur auf die Zubereitung an.“

In Holstein circulirt gegenwärtig ein von einem hohen Beamten gedichtetes Lied, welches dem bekannten Liede von Arndt nachgebildet ist. Es schließt mit folgenden Strophen:

„Was ist des Dänen Vaterland?
See-, Iüt- und Laa- und Langeland,
So weit man schwarze Töpfe dreht
Und Theerand trinkt und Smorrebrød.
Das soll es sein, das soll es sein,
Das, wack'rer Däne, soll es sein.“

Durch die Unhöflichkeit eines Schusters wurde einmal in Wien ein schönes Flötenconcert vereitelt. B., der längst verstorbene Lehrer der Flöte, Professor genannt, hatte dieses Concert geben sollen. Er war aber einem Schuster für sehr viele Stiefel sehr viel Geld schuldig und wollte durchaus nicht zahlen. Der Schuster sagte zu ihm: „Morgen haben Sie ein Concert, Herr Professor, und da hoffe ich, daß Sie mich bezahlen werden.“ Der Professor aber, der sich eben auf seiner Flöte übte, ward grob und sagte: „Von der Concerteinnahme, das versichere ich Sie, bekommen Sie keinen Heller!“ Sie sagten einander noch allerhand Derbheiten, und der Schuster verlor die Geduld, packte das Flötel und schlug es dem Künstler ein paarmal um den Mund, so daß das Flötel entzweibrach und der Mund sehr aufschwoll. Da nun das Flötel entzweibrochen und der Mund sehr aufgeschwollen war, so konnte das Concert nicht stattfinden, indem sich mit einem entzweibrochenen Flötel und einem sehr aufgeschwollenen Munde nicht flötelblasen läßt. So kann

man sehen, was die einfachste Unhöflichkeit oft für traurige Folgen hat durch solch' ein unschuldiges Flötchen.

Der Sohn Paganini's, dessen sich die Musikliebhaber von Europa noch erinnern werden, wie er, als kleiner Knabe, seinen berühmten Vater auf allen Reisen begleitete und ein Gegenstand seiner größten Zärtlichkeit war, erscheint jetzt, nachdem er in den Besitz eines großen Vermögens gelangt ist, in den verschiedenen Pariser Salons. Auf seinen Visitenkarten liest man: le comte de Paganini.

Verbrecherbevölkerung in London. Man rechnet, daß in London 12,000 Kinder ausdrücklich zum Laster aufgezogen werden, es giebt 3000 Hehler, 4000 Menschen werden jährlich wegen Verbrechen verurtheilt, 10,000 leben von Beutelschneiderei, 20,000 vom Bettel, 30,000 vom Diebstahl. Diese Bevölkerung trinkt jährlich für 3 Millionen geistige Getränke, weshalb man im Jahre 23,000 Menschen im Zustande der Trunkenheit in den Straßen aufliest, 150,000 sind unmäßigem Brandweintrinken ergeben, und die Zahl der Bordelle beträgt 5000. Die Zahl der Verbrecher gegen die Person ist 8333, gegen das Eigenthum 17,729.

Dose und Strumpf. Katharina II., Kaiserin von Rußland, sendete an Voltaire eine elfenbeinerne Dose, welche sie selbst gedrechselt hatte. Diese Dose gab Voltaire zu einer lustigen Idee Veranlassung; nämlich, nachdem er von seiner Nichte einigen Unterricht im Stricken empfangen hatte, schickte er der erhabenen Monarchin als Gegengeschenk ein Paar weiße seidene Strümpfe, von ihm selbst gestrickt, begleitet von einer galanten, in Versen aufgestellten Epistel, worin dieser berühmte Dichter unter Anderm ihr sagte: Nachdem er aus ihren schönen Händen eines Mannes Werk, von einer Frau gefertigt, erhalten hätte, so bäte er Ihre kaiserliche Majestät, einer Frau Werk, von Männerhänden geschaffen, gleichfalls anzunehmen.

Das Pfeifen im Theater ist Kraft eines Beschlusses vom 14. October vom Maire zu Straßburg daselbst streng verboten und an dessen Stelle angeordnet worden: „Die Zulassung oder Abweisung der Künstler, welche ihre drei Probevorstellungen gemacht haben, wird von den Herren Abonnenten ausgesprochen werden. Zu diesem Behuf wird im Foyer des Theaters ein Bureau zu der auf dem Anschlagzettel des Tages angegebenen Stunde eröffnet. Die Herren Mitglieder der Theatercommission werden das Bureau bilden, unter dem Vorstehe des Maires, und nach dem Botum wird der Regisseur das Resultat des Scrutins anzeigen.“

Gemischte Ehe. Als im Jahre 1655 Rudolph, Graf von Sulz, Landvoigt zu Hagenau — ein Katho-

lik — mit einer Protestantin, der verwittweten Gräfin von Hagenau, sich vermählte, stellte er nachstehende wörtlich abgeschriebene Urkunde aus: „Ich, Rudolph, Graf von Sulz, versprich bei meiner gräflichen Ehre, oder der Teufel soll mich holen! daß ich meine künftige Gemahlin bei ihrer Religion bleiben lassen, auch im wenigsten zu Abfall keinen Anlaß geben will. Ich habe droben zwei Viebeln; hat sie nicht genug daran, so will ich ihr noch zwei kaufen; sie lese nur fleißig und tapfer darin. Juden nehmen sich ihren Leib und nicht ihre Seele. Ich bleib bei meiner Religion, darin ich von Jugend auferzogen bin. Will sie nicht in den Himmel, so fahre sie zur Hölle.“ — Der Graf von Sulz hatte ganz Recht.

Der jüdische Teufel in Algier. Thomas Campbell erzählt in dem Berichte über seinen Aufenthalt in Algier folgenden interessanten Zug von den dortigen Juden. Wenn ein männliches Individuum stirbt, so glauben sie, daß der Teufel bei dem Sterbhaufe auf der Lauer stehe, um sich der Leiche auf dem Wege nach dem Friedhof zu bemächtigen. Da die Rabbiner diese aber auf dem ganzen Wege begleiten, so werden Ihro satanische Majestät in Respect gehalten. Inzwischen folgt der schlaue Teufel doch von ferne und sucht eine Gelegenheit zu erwischen, den Todten zu fassen oder sich mit in die Gruft zu schleichen. Deshalb wirft ein Rabbi, der am Grabe steht, Geldstücke so weit er kann von dort in die Ferne. Der Teufel, denken die Juden, ist habfüchtig genug, den Geldstücken nachzulaufen und sich so um eine Seele betrügen zu lassen. Während der Rabbi den Teufel so fortlockt von dem Grabe, verschütten es die Todtengräber schnell. Seltsam ist, daß bei weiblichen Leichen das Auswerfen der Geldstücke nicht stattfindet, weil man dort zu Lande der Meinung ist, daß der Teufel schon viel zu sehr beschäftigt sei, um sich auch noch Frauenzimmer auf den Hals zu laden.

Nutzen der Naturwissenschaft. Es giebt eine hübsche Sage von dem berühmten Cuvier. Man erzählt nämlich, demselben sei einst auf einsamem Spaziergange jenes unangenehme Individuum begegnet, welches sich durch Hufe und Hörner merklich von anderen Personen unterscheidet. Es entspann sich zwischen demselben und dem Naturforscher folgendes kurze Gespräch.

Der Gehörnte. Sie werden die Gefälligkeit haben, mein Herr, mich anzubeten.

Cuvier. Thut mir leid, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich dazu nicht die mindeste Neigung empfinde.

Der Gehörnte (mit furchtbarem Mienspiel). Sie müssen sich dazu bequemen!

Cuvier. Ich erkläre Ihnen auf's Bestimmteste,

daß Sie etwas verlangen, was gegen meine Grundsätze ist und was ich daher nicht gewähren kann.

Der Gehörnte. Gut, mein Herr, da Sie mir die kleine Gefälligkeit verweigern, so werde ich mir sogleich erlauben, Sie aufzufressen.

Cuvier (den Gehörnten mit naturkundigem Blick vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend). Hörner und gespaltener Huf — *graminivomus*. Sie mich essen? Unsinn!

Die Blaustrümpfe. In England werden bekanntlich die gelehrten Weiber scherzweise „Blaustrümpfe“ genannt, wahrscheinlich wegen Vernachlässigung der Toilette, die man bei ihnen voraussetzt. Darauf anspielend, schrieb einmal Lord Byron in sein Tagebuch: „Morgen, Einladung zu einer Indigosoirée bei der blauen Miß. Soll ich gehen? Ach! ich habe wenig Geschmack für die blauen Kornblumen, für die schönen Geister in Unterrocken; aber man muß artig sein.“

Einer der berühmtesten Beutelschneider war wohl der Engländer Barrington. Unter Anderem erzählt man von ihm folgende Geschichte, die humoristisch genug klingt. Da er zu seinen künstlichen Operationen zuweilen Instrumente brauchte, so kam er einmal zu einem Verfertiger wundärztlicher Werkzeuge und bestellte sich eine Scheere von ganz eigenthümlicher Form. Wenige Tage nachher fragte er wieder nach, die Scheere gefiel ihm und er bezahlte dafür die verlangten zwei Guineen. Als er aus dem Laden getreten war, meinte des Instrumentmachers Frau: „Aber, lieber Mann, der Gentleman schien über die Scheere so erfreut, daß wir ihn doch hätten fragen können, wozu er dieselbe gebraucht. Er kann uns ja empfehlen. Laufe ihm nach!“ Der Messerschmied stürmte hinaus, hatte auch seinen Mann bald eingeholt und bat höflichst um Entschuldigung, wenn er zu wissen wünsche, was man mit einer solchen Scheere mache. „Warum, Freundchen?“ fragte Barrington, faßte den Messerschmied an seinem Rocke und sah ihm fest in die Augen; „ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen darf, es ist ein großes Geheimniß.“ — „O, ich bitte Sie, es kann mir nützlich sein.“ Da drückte ihn Barrington fest an seine Schulter und flüsterte ihm in's Ohr: „Das ist eine Scheere zum Beutelschneiden.“ — In der größten Bestürzung prallte der Instrumentenmacher zurück und lief dann wieder schnurstracks in seinen Laden. „Sollte man's glauben,“ leuchte er gegen seine Frau, „die Scheere dient zum Beutelschneiden!“ — „Ja, das sehe ich!“ rief die Ehefrau verwundert; „was

ist denn mit Deinem Wams vorgegangen?“ — Der Messerschmied gaffte. Barrington hatte ihm mit der Scheere die Tasche sammt den zwei Guineen herausgeschnitten, die er eben für das gute Instrument bezahlt hatte.

Die Bürgschaft. In einem in Hamburg erschienenen satyrisch-parodirenden Duoblibet: „Die Lindwürmer“, heißt es unter Anderm:

„Zu Julius, dem Tyrannen, schlich
Jenny mit schüchternem Beben,
Sie waget den Blick kaum zu heben; —
„Was willst Du für jede Rolle? sprich!“
Entgegnet ihr finster der Wütherich.
„Hundert Friedrichsd'or, preußische, volle!“
So stammelt die Demuthsvolle.
„Ich bin,“ spricht Jener, „zum Zahlen bereit,
Und will auch nicht lange erst dingen,
Doch soll ich soll Opfer Dir bringen
Bei dieser so schlechten, so traurigen Zeit,
So muß ich erst fragen die Obrigkeit,
Ob sie mir Erlaubniß verleihe,
Zu nehmen statt einer Mark zweie.“

Der rothe Strich. Ein Fremder fragte in Wien: „Was bedeutet denn der dicke, rothe Strich über dem fünften Stock jenes Hauses?“ Wiener: „Das ist ein Zeichen, wie weit im Jahre 1830 bei der großen Ueberschwemmung der Donau das Wasser gestiegen ist.“ — Fremder: „So hoch kann das Wasser unmöglich gestiegen sein, sonst wäre ja ganz Wien untergegangen.“ — „Schauens, der Strich war eigentlich nur hier an der Parterrewohnung, die Gassenjungen haben ihn aber alle Augenblicke fertgewischt, und da hat denn der neue Hauswirth, den Buben zum Poffen, daß sie ihren Muthwillen nicht mehr ausüben können, den Strich über dem fünften Stock anbringen lassen.“

Eine Wiener Zeitschrift enthielt kürzlich nachstehenden poetischen Erguß „an Jenny Lind“:

Seit Grillparzer selbst ein Loblied Dir sang,
Bleibt, was ein Anderer singt, — ein seelenloser
Klang.

Saphir setzt diesem Distichon folgende zwei Verse an dessen Verfasser entgegen:

Seitdem Du diese zwei Zeilen geschrieben,
Bleibt, was ein Anderer schreibt, — gar nicht ge-
schrieben.